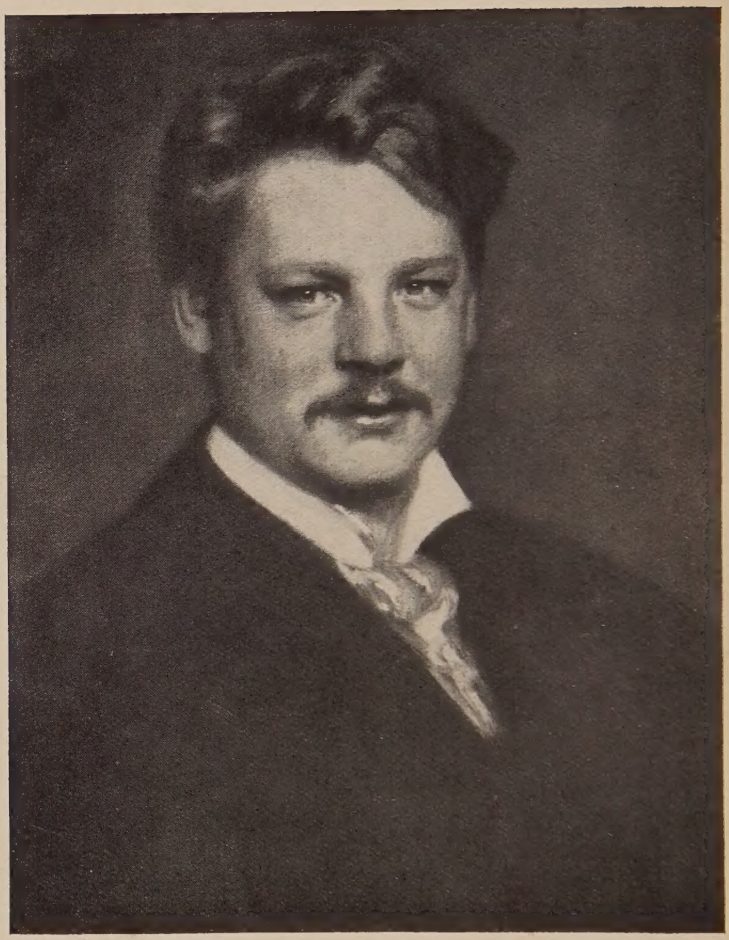
LEO SLEZÁK

Der Wortbruch

Ernst Rowohlt Verlag / Berlin

Rolf Holmer



Nach einem Gemälde von Eugen Spiro

LEO SLEZAK

DER WORTBRUCH

BERLIN
ERNST ROWOHLT VERLAG

Walter Trier zeichnete die Karikaturen
und den Umschlag des Buches

1.—25. Tausend
Copyright 1927 by Ernst Rowohlt Verlag, K.G.a.A., BerlinW35
Gedruckt bei Poeschel&Trepte, Leipzig

MEINER GELIEBTEN FRAU

IN DANKBARKEIT

ZUGEEIGNET

Vorwort

O Leser!

Ich wage es gar nicht „Freundlicher Leser“ zu sagen, denn ich habe das Recht auf die Freundlichkeit des Lesers verwirkt.

Was ich jetzt tue, ist eine große Gemeinheit.

Ich habe im Schlußwort und, wenn ich nicht irre, auch im Vorwort meiner „sämtlichen Werke“ an Eidesstatt versichert, daß dies meine sämtlichen Werke seien, ich nie mehr etwas schreiben werde und daß mir nie wieder etwas einfallen wird.

Also eingefallen ist mir ja nichts, aber geschrieben habe ich!

Ich habe einen Meineid begangen — ich bin ein Verbrecher!

Durch die Güte eines angeheirateten Rechtsanwalts erfahre ich, daß dies nach Paragraph 199 des Strafgesetzbuches, selbst unter Anwendung der allermilderndsten Umstände, sechzehn bis zwanzig Jahre schweren Kerkers, respektive Zuchthaus bedeutet.

Es ist eigentlich unklug von mir, daß ich das so öffentlich sage und mich selbst ans Messer liefere, aber ich bin zerknirscht, bin reuig und hoffe, es wird mich niemand dem Staatsanwalt übergeben.

Entrüsteter Leser! Selbst auf die Gefahr hin, daß dies geschieht, kann ich nicht anders. — Ich bin machtlos.

Die Muse ist unberechenbar — sie ist wie die Liebe, die fällt oft auf einen Kuhfladen. Die Muse war aggressiv zu mir, ich konnte mich ihrer Küsse nicht erwehren.

Man kann dem Genie nicht gebieten: „Du darfst nicht!“ — Das Genie ist wie ein aus den Ufern tretender Strom, der alle Dämme bricht.

Ich habe gekämpft, ich bin unterlegen!

Und wenn ich bedenke, daß unter den vielen Zuschriften, die ich nach Erscheinen meines ersten Buches bekam, auch eine war, die mich aufforderte, ein zweites Buch zu schreiben, so kann man mich nicht so verdammen. —

Ich wollte zuerst einen Roman schreiben, machte mir mit Schlagworten einen Stoff zurecht und kombinierte die spannendsten Verwicklungen.

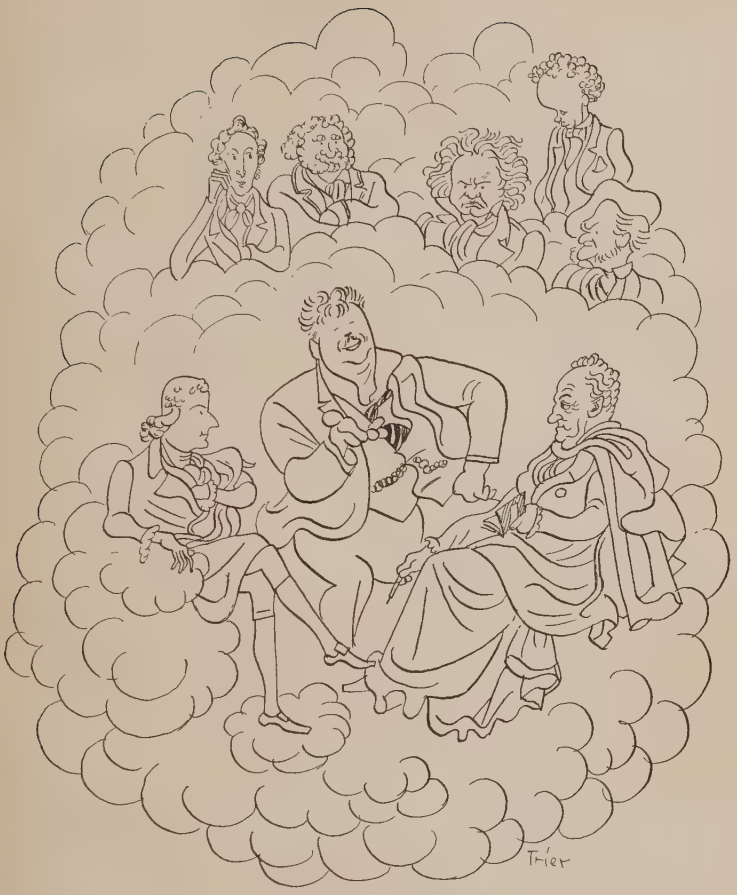
Da erklärte man mir, daß all meine Ideen schon dagewesen wären und wenn ich sie ausführe, könnten mich Sudermann, Wassermann, Kehlmann, Kellermann, Thomas Mann oder irgendein anderer Mann als Plagiator den Gerichten übergeben. —

Wohin ich blicke, nichts als Kriminal! — —

Meine Kameraden — die Sänger, nicht die Dichter — behaupten, daß die Rollen, in denen ich im Kriminal bin, wie etwa „Florestan“, „Dalibor“, „Troubadour“ usw. meine besten wären, weil ich mich in diesem Milieu so zu Hause fühle.

Eigentlich niederträchtig, schon weil man ganz verwirrt wird und es zuletzt selber glaubt. —

Ferner schoß mir durch den Kopf, ein Theaterstück zu schreiben, dieses in der Schweiz aufführen zu lassen, wo es vier bis fünf Monate hindurch täglich



In Walhall —

vor ausverkauften Häusern über die Bretter gehen würde.

Ich legte dort die übliche Frankenwährung als Hauptbasis meiner Schöpfung zugrunde. —

Aber es ging mir genau wie mit dem Roman, alles was mir einfiel, hat schon ein anderer gesagt. Man kann sich das Hirn zermartern soviel man will, alles hat man entweder schon im Theater gesehen oder irgendwo gelesen.

Mit Recht empörter Leser — und dennoch — und trotzdem — wirst du fragen? —

Ja! — „Hier stehe ich, ich kann nicht anders", darf ich ruhig mit Luther sagen. — Der konnte auch nicht anders.

Aus allen Poren drängt's, das Herz pocht, die Schläfe hämmert — es zieht mich hin zum Schreibtisch! — —

Mein Verleger sagt, das wäre die Unsterblichkeit, die so in mir tobt! —

Er versprach auf das Bestimmteste, mir in Walhall einen Polstersessel reservieren zu lassen, auf dem ich neben Goethe, Schiller und den anderen Dichtern sitzen werde, als einer der ihren.

Schiller und Goethe haben ja schließlich auch nichts anderes getan, als ihre sämtlichen Werke geschrieben.

Und trotzdem kann ich ein gewisses blamables Gefühl nicht loswerden.

Stirnrunzelnder Leser, verächtlich blickende Leserin, was werdet ihr von mir denken? — —

Ich habe das Empfinden eines Wortbrüchigen. — Darum und aus dieser Erkenntnis heraus, quasi um

mich selbst zu strafen, nenne ich das Buch „Der Wortbruch"!

An die Güte und Nachsicht des lieben Lesers zu appelieren, getraue ich mich erst gar nicht. —

Ich lasse dieses Buch nicht, wie das vorige, fröhlich „hinausflattern", — sondern beschämt „hinausschleichen"! —

Für alle Fälle lasse ich mir von meinem lieben Verleger einen so großen Vorschuß geben als nur irgend möglich, denn, wenn einer von uns beiden Pleite machen soll, so soll er es sein — der Gute.

Schlimmstenfalls wird er mir keinen Polstersessel in Walhall vorbereiten, werde ich nicht neben Goethe sitzen.

Es ist ja sehr ehrenvoll, neben Goethe zu sitzen, aber weiß ich, ob der Mann nicht recht arrogant zu mir sein, mich als Tenor nicht für voll nehmen, oder sich darüber ärgern wird, daß die erste Auflage meiner sämtlichen Werke in einer Woche vergriffen war und seine nicht? — Habe ich es notwendig, nach meinem Tode, in Walhall, das Gefühl des „Überdieachselangesehenwerdens" zu haben?

Dann wäre es mir noch außergewöhnlich peinlich, wenn ich da oben Richard Wagner, Beethoven, Karl Maria von Weber oder den alten Verdi träfe. — Die sind imstande und machen mir Vorwürfe, wegen der vielen Fehler, die ich in ihren Opern gemacht habe.

Jeder einzelne Komponist würde mir vorrechnen, wie oft er sich im Grabe umdrehen mußte, wenn ich seine Rollen gesungen habe.

Die Dichter werden sagen, ich sei ein großer Sänger

und die Komponisten werden behaupten – der Slezak dichtet fabelhaft.

Von allen Seiten werde ich gefrozzelt werden. – Ich werde mich in Walhall bestimmt halbtot ärgern.

Richard Strauß wird auch da oben sein, der weiß alles von mir, er war doch mein Kapellmeister.

Ich werde den ganzen Tag, statt mit den andern auf den Wolken zu sitzen, zu jubilieren und Hosiannah zu kreischen, beschämt auf irgendeinem schäbigen, womöglich nassen Wölkele hocken und mich fortwährend heraussehnen aus dieser olympischen Gesellschaft.

Allerdings e i n e s würde mich freuen.

Wenn meine Kollegen, namentlich die Tenorkonkurrenten, durch das Wolkengitter nach Walhall hineinblickten und mich neben Goethe sitzen sähen.

Die würden zerspringen!

Aber immer schauen sie ja nicht herein und die übrige Zeit müßte ich... Nein, ich mag gar nicht nach Walhall! – –

Ich wünsche nur eines, daß du, o Leser, mich nicht allzusehr mit Unrat bewirfst und nicht schlechter von mir denkst, als ich ohnehin bin. –

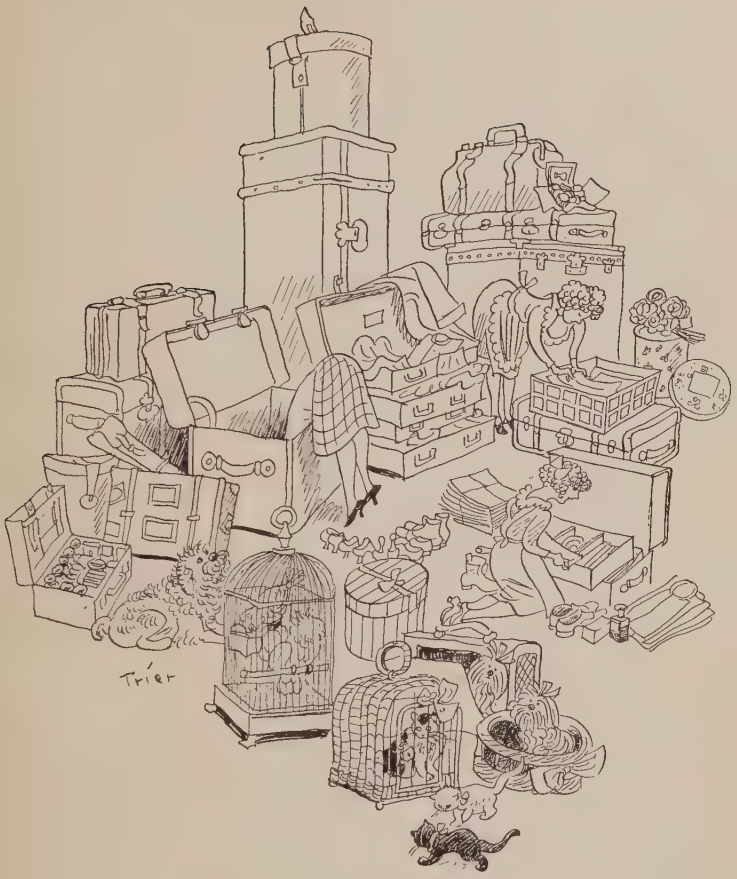
Das genügt nämlich schon.

Also schleiche denn in Gottes Namen hinaus, du zweite Frucht meines Genies, und versuche, dem Leser die Empörungsfalten von der Stirne wegzuschwatzen, – vielleicht gelingt es dir.

DER VERFASSER

AUS DER WERKSTATT

Tournee



Fünfundsechzig Handgepäcksstücke und einige Hunde — — —

Wie oft habe ich meinen verewigten Freund, Ludwig Thoma, darum beneidet, daß er seinen Beruf in seinen entzückenden vier Wänden ausüben konnte.

Ein Stück Papier, ein Bleistift, schlimmstenfalls ein Füllfederhalter, und er war bereit. — Die Muse hatte er immer um sich, sie verließ ihn nie oder höchst selten auf kurze Zeit.

Wie anders ist das bei mir.

Ich kann meinem Berufe nie nachgehen, ohne daß ich eine große Menschenmenge, die mir zuhört, um mich versammele.

Ja, es ist sogar von Wichtigkeit, daß die Zuhörerschaft eine große ist, da man mir sonst in Bälde auf meine Singerei pfeifen und ich die Schwingen des Pleitegeiers über meinem Haupte rauschen hören würde.

Wenn sich das Singen auf Wien beschränkt, und man längere Zeit in seinem eigenen Heim bleiben kann, nur jede Woche dreimal hinüber in die geliebte Oper geht, so ist das herrlich. — Wenn man aber jeden zweiten Tag irgendeine andere Stadt zu entflammen hat — so nennt man dies eine Tournee. —

Es klingt ja ganz nett: Ich gehe auf Reisen — eine Tournee durch Südslawien, Serbien, Tschechoslowakei — die auf acht bis zehn Wochen berechnet ist.

Aber wenn man einen Einblick in die Vorbereitungen und die Tournee selbst tut, so glaube ich, wird

mancher erbeben und sich schnell einen anderen Beruf wünschen.

Für mich ist solch eine Tournee der Extrakt alles Unangenehmen — trotzdem das eigentlich Widerwärtige, das Packen und Herrichten der diversen Kleidungsstücke und Kostüme, das Ressort meiner über alles Lob erhabenen Gemahlin ist. Aber schon das Zusehen, wie sie sich abrackert, macht mich krank.

Bei Konzerten schafft das Programm immer Meinungsverschiedenheiten, die in einer guten Ehe nicht vorkommen sollten.

Sie macht die Programme.

Fast immer — ich übertreibe nicht, meint die Gute, daß ich endlich einmal etwas Neues lernen müsse, weil man sich sonst in Pohrlitz sicher den Mund zerreißen würde, wenn ich dort wieder und immer wieder und jedesmal sachte die Hand auf die Klinke lege und den Leuten sage, daß im November der Lenz da ist.

Meine Versicherung, daß es ja doch schon wieder ein Jahr her sei und die Pohrlitzer bestimmt andere Sorgen haben würden, als sich zu merken, daß ich im Vorjahre die funkelnde Schale zum Mund emporgehoben habe, wird nicht anerkannt.

Es wird gestritten und gebohrt — bis sie endlich kategorisch erklärt, daß sie außerstande sei, nochmals ein solch allbekanntes Programm zu machen.

Fünf bis sechs neue Lieder werden aufs Repertoire gesetzt. — Herrlich! —

Was tut Gott? Die Zeit der Abreise kommt, die Lieder sind nicht studiert, die funkelnde Schale und

die Hand auf der Klinke stehen wieder in der „Reihenfolge der Gesänge" – und ich bin selig.

Mein Wiener Konzertbrotgeber, Hugo Knepler, macht infolgedessen meine Programme selber. –

Er ruft an: „Also, lieber Leo, du mußt mir dein Programm sagen."

„Gemacht. Aber weißt du, das ist nicht mein Ressort – rufe Elsa an."

„Gnädige Frau, bitte, was singt Leo, mit Gottes Hilfe, im nächsten Konzert, außer dem ‚Lenz'?" –

Ein strahlendes Programm wird Hugo zuteil, das er mit einem begeisterten Bravo quittiert.

Vor dem Abläuten sagt er: „Aber nicht wahr, das, was er wirklich singt, muß er wenigstens zwei Tage vor dem Konzert sagen. S'tiant, gnädigste Frau, grüßen Sie mir den Leo."

Von jetzt ab trübt das Programm unser Dasein.

Auftakt zur Tournee: „Leo, was meinst du, werden wir Einladungen annehmen? – Soll ich den Smoking einpacken?"

„Pack ihn ein, mein Kind."

„Aber er ist dir zu eng, du ziehst ihn ja doch nie an."

„Also packe ihn nicht ein."

Dasselbe wiederholt sich beim Jackettanzug, der schon zehn Jahre in der Welt herumgeschleppt wird und seit elf Jahren unzuknöpfelbar ist.

Die Abfahrt.

Fünfundsechzig Handgepäckstücke und einige Hunde. Seit Beginn unserer Ehe nehmen wir uns vor, wenigstens drei Hunde und eine Katze zu Hause zu lassen – und wenn die Stunde des Abschiedes kommt,

so sind die lieben Tierchen vollzählig um uns versammelt und komplizieren unser Leben.

Der Aufbruch gestaltet sich infolge der vielen Gepäckstücke sehr abwechslungsreich und mannigfaltig.

Auf zwei Wagen werden die Koffer verstaut.

Man zählt ununterbrochen. Oft verzählt man sich und bringt um elf, manchmal um neun Stücke mehr heraus, als man mitgenommen hat. Dann ist man zufrieden. Nur weniger dürfen es nicht sein, dann wird sofort nachgeforscht. Am Ende solch einer Reise kann man sich ruhig den Titel eines „Forschers" beilegen.

Ist alles auf die Wagen geladen, fährt man zur Bahn. Da wiederholt es sich ausnahmslos, daß während der Fahrt einer von uns beiden erbleicht.

„Mein Gott!"

„Was ist denn los?"

„Die Kofferschlüssel!!"

„Vergessen?"

„Nein! Gott sei Dank, da sind sie."

Ich schlage plötzlich konvulsivisch auf die Brusttasche.

„Jesus – die Pässe!" – – –

„Ach nein, da sind sie."

Unter diesem etwas aufregenden, für einen unbeteiligten Zuschauer sicherlich erheiternden Spiel kommt man an die Bahn.

Eine größere Abteilung Träger wird mobilisiert. Die Wagen werden entleert, und beim Entlohnen wird gestritten.

Mit treuherzigem Augenaufschlag verlangt der Taximann eine phantastische Summe.

Man sieht nach dem Taxameter. –

„Aba gnä Herr, Sö wern do nöt um viere in da Fruah nach der Tax fahrn wolln? – Wo a Kalbspörkelt fuffzehntausend Kronen kost'?"

Unter Verwünschungen und nachhallenden Flüchen eilt man zur Fahrkartenausgabe, stellt sich an und wartet, bis man dran kommt. Man sagt das Reiseziel.

„Vis-à-vis bei Kasse sieben!"

Man zerspringt! – Geht zur Kasse sieben. – Man sagt das Reiseziel.

„Eine Million siebenmalhundertachtundneunzigtausendvierhundertdreiundzwanzig Kronen 35 Heller."

Man zahlt, bekommt seine Karte und geht.

„Um Gottes willen!"

„Was ist denn?"

„Mein Portefeuille habe ich an der Kasse liegen lassen."

„Zurück – aber schnell."

„Nein, Gott sei Dank – da ist es. Im Pelz hab' ich's stecken. Bin i c h jetzt erschrocken."

„Ich n i c h t, ich bin das bei dir gewöhnt", – beißt es zurück.

„Du rede was – denk an die Schlüssel im Wagen."

Eine Spannung – ein Stachel.

Zur Wage. – „Gepäck nach X sechzehn Kolli, achthundattfuffzehn Kilo, numera hundartanazwanzig!

Vier Millionen dreimalhundertachtunddreißigtausendzweihunderteinundvierzig Kronen. – Versichern, bitte?"

„Nein."

Man zahlt.

Die Gepäckträger lauern. – Man zahlt auch diesen die vielfache Taxe.

Die Gepäckträger verfluchen uns bis ins zehnte Glied. – Ein Viertel Wein kostet zwanzigtausend Kronen. – Was man eigentlich glaube. –

Man passiert die Sperre, steigt ein, und – nachdem uns der Handgepäckträger noch die roten Ostern an den Hals gewunschen und uns mitgeteilt hat, was ein Beuschel mit Knödel kostet – sitzt man.

„Um Gottes willen!"

„Was ist denn schon wieder?"

„Die Fahrkarten habe ich verloren!"

„Aber das ist ja nicht möglich, du hast sie ja ..."

„Ach, Gott sei Dank, da sind sie."

„Ich habe einen Narren zum Mann!"

Ich lehne mich verletzt in eine Ecke.

„Es ist zu heiß! – Elsa, dreh die Heizung ab."

„Jetzt ist es zu kalt. – Elsa, dreh die Heizung auf."

„Es riecht nach Bahn. – Elsa, rasch die Perrolinspritze."

Man spritzt. –

„Alles ist überschwemmt. – Du hast zuviel Perrolin hineingegeben. – Elsa, mach das Fenster auf."

Der Zug setzt sich in Bewegung.

Wir fahren.

Unbegreiflicherweise gehen alle wichtigen Züge immer um sechs Uhr morgens ab. Das hat für uns ein Aufstehen um halb vier und einen Aufbruch um fünf zu bedeuten, weil ich immer rechtzeitig

an der Bahn sein will, um ein ganzes Coupé zu bekommen.

Dieses wird mit allem Handgepäck belegt. Kommt jemand und will sich hineinsetzen, knallt ihm ein energisches: „Alles besetzt!“ entgegen.

Wenn sich dann der Zug in Bewegung setzt und der Kondukteur die Karten durchlochen kommt, wird ihm mit einer Träne in der Stimme mitgeteilt, daß die vier Personen, die fehlen, soeben im Wartesaal der Schlag getroffen habe.

Wenn man ihm ein gutes Wort gibt, glaubt er es.

Kommt während der Fahrt jemand und will herein, schreie ich abermals – „Besetzt!“

Wieso besetzt?

Die leeren Sitze sind im Speisewagen! – – selbst auf die Gefahr hin, daß überhaupt kein Speisewagen im Zuge ist.

Nur bei der elektrischen Trambahn darf man das nicht machen, weil man da sofort als Lügner entlarvt würde. –

Nachdem wir uns gegenseitig wegen der Heftigkeit von vorhin um Verzeihung gebeten haben, sind wir wieder eine glückliche Ehe.

Die Handgepäckstücke werden von mehreren Beamten, als für sechs Personen zuviel, beanstandet und hierauf verstaut.

Nun wird ausgepackt. Das Allernötigste. – Die Decke, Reisemütze, ein Polster, der Sweater, drei Thermosflaschen mit Kaffee, Tee und kaltem Wiener Hochquellwasser werden ins Netz gelegt, und nun das getan ist, beschleicht uns beide eine Behaglichkeit, die bis zur Ankunft dauert.

An der Bahn steht der Impresario. — Entweder er strahlt oder er blickt düster. — Je nach dem Vorverkauf für das Konzert.

In Iglau lernte ich einen Arrangeur kennen, der blickte düster, trotzdem der Saal bis zum Rande voll war. — Er glaubte, wenn er sich glücklich zeige, würde ich das Honorar steigern.

Man findet den bereitgehaltenen Wagen, selbstverständlich geschlossen — mit Fenstern. — Ich setze mich hinein und warte. —

Sowie alle Handgepäckstücke im Wagen sind, stürzt Elsa, fahl bis an die Lippen, zum Wagenschlag und lallt verstört: „Den Gepäckschein!!" —

„Aber den hast du doch in Wien zu dir genommen." —

„Mein Gott... Ah, Gott sei Dank, da ist er."

Gereizt sitzen wir nebeneinander.

Ankunft im Hotel.

Ich schreie — „Die Seife!"

Sie behauptet, sie könne nicht zaubern.

Ich meine, ich verlange auch nicht, daß sie zaubern soll, ich wolle ja nur meine Seife.

Endlich ist die Seife da, und nachdem das Zimmer wohlig und behaglich gemacht wurde, was Elsa wunderbar versteht, bitten wir uns gegenseitig um Verzeihung, schimpfen auf die verfluchte Fahrerei, die uns beide so nervös macht, und beschließen den Tag in vollkommener Harmonie.

Das ist ein Tag im Leben eines Sängers.

Er wiederholt sich immer wieder, genau wie ich es geschildert habe.

In manchen Gegenden geht es auch mit den Hotels

Nachdem wir uns gegenseitig um Verzeihung gebeten haben — sind wir wieder eine glückliche Ehe

nicht so glatt, wie man es wünschte. Da gibt es oft Zimmer, bei denen man auf jedes Mindestmaß von erträglichem Zustand verzichten muß.

Ich bin nicht nachtragerisch. – Blutrache ist mir fremd. – Ich bin weich wie Wachs und meine Herzensgüte grenzt an Kretinismus.

Wenn ich über diese meine Herzensgüte nachdenke, so kommen mir Tränen der Rührung, über mich selbst, in die Augen. – Ich verzeihe meinen Feinden, sogar wenn sie ein noch höheres C singen als ich es vermag.

Aber die fünf Tage Martyrium im Hotel X. in Y. haben mich umgewandelt.

Ich muß mich mitteilen, sonst platze ich. – All der in mir aufgehäufte Groll muß heraus. –

Die Tage in dem so schönen Y. hätten herrlich sein können. – Verwöhnt von meinen Freunden und vom Publikum, das sich zu meinen beiden Konzerten drängte, die Säle bis ins äußerste Winkelchen füllend – daheim aber, im Gasthaus, der Kampf bis aufs Messer.

Schon die Ankunft war trostlos. – Ein trüber Abend, der an sich schon nicht heiter stimmte – kein Mensch kam uns entgegen.

Ich frage nach meinem Zimmer. – Nr. 6. – Ich gehe hinauf. Ein Gemach mit zwei Betten. Zerdrückte Blutlachen von hingemordeten Wanzengenerationen an den Wänden, eine kleine, fünfkerzige, mit einer dicken Staubschicht bedeckte Glühbirne, deren schwaches Licht alles noch erbärmlicher erscheinen läßt, keine Nachttischlampen – kurz: ein jammervoller Aufenthalt!

Ich stürze zum Portier und verlange ein anderes Zimmer. Achselzuckend meint er: das ginge nicht, die Polizei weise die Zimmer an und man müsse nehmen, was man bekommt.

Ich beklagte mich über den betrübenden Mangel an Reinlichkeit, schilderte in bewegten Worten die zerquetschten Wanzenleichen an den Wänden, die ein sicheres Zeugnis von nachtdurchwachten Schlachten, mit Stiefelsohlen als Waffe, ablegten.

Ja – meinte der Mann – sein Chef lege keinen Wert darauf, daß sich die Gäste wohlfühlten, weil er nicht Herr über sein Hotel sei, und es könne ihm herzlich egal bleiben, wie man über dieses denke.

Zerknirscht bat ich wenigstens um eine zweite Lampe. – Es gibt keine. – Eine Kerze. – Es gibt keine. –

Ich lasse mir den Direktor, einen jungen Mann, rufen. Der schreit mich an, als ob ich ihm etwas gestohlen hätte.

Vernichtet gehe ich auf mein Zimmer, läute dem Hausdiener und dem Mädchen. Entsetzt, aber doch mit einer leisen Hoffnung im Busen, frage ich, ob in dem Bette Wanzen wären.

„Wo d e n n sollen sie sein?“ meinte der Diener.

Als er jedoch den herannahenden Wahnsinn verratenden Zug in meinem Antlitz sah, meinte er mitleidig, ich solle ruhig sein, solle nicht verzagen, die Saison für die Wanzen sei erst in einem Monat.

Als ich auf die erschütternden Flecke an der Mauer wies, sagte er beruhigend, die wären vom vorigen und vorvorigen Jahre. – Ich schenkte ihm einen Dinar. –

Milka, das Stubenkätzchen, zeichnete sich durch ganz besonders hochentwickelte Unfreundlichkeit aus; bei allem, was man von ihr begehrte, frug sie, ob man von der Tarantel gestochen sei.

Als sich unser Dialog immer aussichtsloser gestaltete, packte mich eine namenlose Wut. Ich bekam einen Schreikrampf und prophezeite dem Mädchen, daß sie, falls sie den Ton nicht ändere, von mir mit schweren Körperverletzungen bedacht werden würde und daß sie es nur ihrer Zugehörigkeit zum schwachen Geschlecht und meiner angeborenen Ritterlichkeit zu danken habe, wenn sie nicht schon seit einer Stunde einen interessanten Fall in der Chirurgischen Klinik bilde.

Das Mädchen erschrak, lachte silberhell auf und ging aus dem Saal.

Nachdem sie auf fünfundsiebzigmaliges Läuten nicht wiederkam und sich auch andere Funktionäre des Hotels nicht blicken ließen, rief ich zärtlich ihren Namen. — Milka. — Milkuschka!! —

Da erschien sie und gab mir zu verstehen, daß bei ihr alles nur in Güte zu erreichen sei.

Ich verlangte Handtücher.

— Ha — Ha — Handtücher. — Sie scheinen wohl nicht ganz normal zu sein. — Sie haben ja ein Handtuch, das muß bis morgen abend für euch beide — sie meinte mich und mein beklagenswertes Weib — aushalten.

Kochend streichle ich ihr die Wangen und verspreche ihr die Ehe.

Da brachte sie ein Handtuch. — Das heißt — Handtuch wäre etwas kraß — es war eine Serviette.

An der Wand stand groß angeschrieben: „Bäder im Hause.“ – Milkerle, mein Liebling – ein Bad möcht ich.

Ha – Ha! – Im Badezimmer werden die Stiefel geputzt. Alles, Mistkistel, Schaufel, Fetzen, Kübel – ist dort aufgehoben. – Hier badet kein Mensch. – Wegen Ihrem lumpigen Bad werden wir alles ausräumen. Ha – Ha –!

Milkinkerl, mein Knorpel – schmeichle ich, vor Galle berstend – also dann ein warmes Wasser.

Ha – Ha! – In der Kuchel schimpfen sie, geben keines her und behaupten, nur Dirnen wüschen sich mit warmem Wasser.

Darauf erklärte ich Milkinkerl in sanftem Ton, daß ich in meinem langen und erfahrungsreichen Leben noch nie einem so hundsmiserablen Beisel begegnet wäre, wie dieses Hotel eines darstelle.

Achselzuckend meinte sie, es wäre ja nicht ihr Hotel.

Jeden Tag glaubten wir, daß Milkas Eröffnungen heute den Gipfel erreicht hatten. Aber immer kamen neue Ursprünglichkeiten und eigenartige Auffassungen bezüglich ihrer Stellung zu den Hotelgästen zutage.

Der Hotelier war nicht daheim, der erholte sich in den dalmatinischen Gefilden, und als ich drohte, bei seiner Frau Beschwerde zu führen, lachte man so herzlich, daß ich mitlachen mußte und mich in all den Unrat und die Ungastlichkeit fügte. –

Man pries mir die Abwesenheit des Hoteliers sogar als Glücksfall, denn er habe einmal einen Geigenvirtuosen, der in Y. konzertierte und mit dem unge-

wohnten Zustande in seinem Zimmer nicht ganz einverstanden war, persönlich hinausgeworfen.

Nichts dauert ewig, auch dieser Kelch war eines Tages zur Neige geleert. Dafür gestaltete sich die Abreise zu einem Wonnedelirium und es durchströmte uns ein Glücksgefühl, als ob das Christkind käme.

Wenn du, o Pilger, einmal nach Y. kommst, und die Polizei gibt dir ein Zimmer im Hotel X. — dann nimm ein scharfgeschliffenes Schwert und stürze dich in dieses.

Von Y. aus führte uns der Weg nach Jugoslawien und Alt-Serbien, nach Belgrad.

Diese Reise gestaltete sich zu einer sehr interessanten, abwechslungs- und lehrreichen.

Mein Impresario, ein Altserbe, war ein Original, umgeben von zwei weiteren Originalen.

Einer, ein junger Rechtshörer, hatte die Funktionen des Finanzministers und war in der Geldgebarung von einer geradezu pompösen Nonchalance. Die großen Summen trug er, in ein Zeitungspapier eingeschlagen, unter dem Arm, und zwar so, daß er solcher Pakete immer mehrere hatte. — Wie leicht hätte man ihm, im Gedränge der Bahn oder auf der elektrischen Straßenbahn, mit einem Griff die ganze Reisekasse stehlen können, ohne daß er es gleich gemerkt hätte.

Der zweite war der Kriegsminister. Ein Komitatschi, der Sommer und Winter eine hohe spitzige Pelzkappe trug, den Rang eines Majors bekleidete, mutig wie ein Löwe und ebenso unzuverlässig war.

Er hatte nie einen Heller in der Tasche. Alles, was

er bekam, legte er umgehend in Sliwowitz an, von dem er ganz märchenhafte Quantitäten konsumierte; infolgedessen befand er sich immer in illuminiertem Zustand, den man als einen, die ganze Umgebung betäubenden Dunstkreis empfand.

Jedes Glas, das er zu sich nahm, nannte er eine „Okrepa", so heißt auf serbisch „Stärkung". — Infolge der vielen ununterbrochenen Stärkungen nannten wir ihn „Okrepa".

Auf der Eisenbahn fuhr er prinzipiell ohne Fahrkarte. Immer wußte er es so einzurichten, daß er im Speisewagen blieb und den Schaffner in ein interessantes Gespräch verwickelte, wobei er so viel Sliwowitz trank, daß er von dem hierfür verausgabten Betrage die Reise leicht hätte bezahlen können. —

Er war Schiffskapitän und ein begabter, hochgewachsener bildhübscher Mensch. — Leider nur durch den vielen Alkohol ganz ohne Halt, ein Spielball des Augenblicks — eine zerfahrene, jeder geringsten Basis entbehrende Existenz.

Das Konzertieren in dem jetzigen Serbien ist eine sehr schwierige Sache, weil die politischen Strömungen in den verschiedenen Gegenden verschieden sind.

Die Frage der Programme ist infolgedessen eine äußerst komplizierte.

In gewissen Orten ist Deutsch verpönt, ist Italienisch verhaßt, soll man nicht französisch singen. — Wie man es auch macht, ist es falsch.

All diese Schwierigkeiten zu überbrücken, die eventuell aufgeregten Gemüter zu beruhigen, dazu war mir „Okrepa" mitgegeben.

Ich sang überall deutsch, ahnungslos, was sich

eigentlich hinter den Kulissen abspielte. – Nur einmal in einer ehemals ungarischen Stadt hatte ich ein eigenartiges Gefühl der Abwehr, die sich mir als Fluidum, von der Masse ausgehend, mitteilte, trotzdem kein Protest oder auch nur ein unfreundlicher Zuruf erklungen wäre.

Als der Abend vorüber war und ich meine Empfindungen schilderte, gab man mir recht.

Es gibt für einen Künstler nichts Fürchterlicheres, als den Mittelpunkt einer politischen Kontroverse zu bilden, oder zumindest den Anlaß dazu zu geben.

Aber ich kann sagen, daß ich nach dem entsetzlichen völkerentzweienden Krieg der Erste war, der in diesen Ländern wieder in deutscher Sprache sang, und in der herzlichsten Weise aufgenommen wurde.

Ich habe in den Serben wirklich prachtvolle, charakterstarke und bieder-ehrliche Menschen kennengelernt.

Was diese Nation im Kriege gelitten hat, ist ungeheuer, und doch habe ich bei niemandem ein Haßgefühl, eine ernstzunehmende, tiefgehende Abneigung gegen den ehemaligen Gegner beobachten können. – Der Krieg ist aus, all der Jammer ist vergessen. –

Jeder Serbe politisiert, das ist sein Lebenselement, und es ist interessant zu beobachten, wie sich die Leute über nationale Probleme ereifern. Belgrad, diese verhältnismäßig kleine Stadt, verfügt über ein ganzes Heer von Zeitungen, von denen jede einen anderen Standpunkt vertritt.

Speziell in Altserbien sind die Menschen wie die Kinder.

Einen Urtyp dieser Serben bildet mein Impresario

Kosta Hadzi-Lazic, ein Mann von seltener Begabung, nebenbei Journalist, höchst musikalisch, ein Schüler des Wiener Konservatoriums, geschätzt und geachtet von allen, die ihn kennen, aber vollständig unbeschwert in rechnerischer Beziehung. – Er war von einer geradezu olympischen Sorglosigkeit. –

Hatte er Geld, freuten sich alle seine Freunde und lebten mit ihm in dulce jubilo – hatte er keines, so drückte ihn dies nicht weiter.

Obgleich ein kleiner, ja winziger Mann, stellte er sich gegen jeden zum Streite, schaffte seiner Meinung den kräftigsten Nachdruck und fürchtete weder Tod noch Teufel. So kam es, daß man mir eines Abends nach dem Konzerte mitteilte, man habe ihn verhaftet, weil er in der Hitze seiner Meinungsäußerungen den Polizeichef der Stadt beschimpft hatte.

Okrepa, der Kriegsminister, bis zum Rande mit Okrepa gefüllt, wollte ihn befreien, und zu diesem Behufe alle Polizeiorgane des Ortes töten.

Da ich in Sorge war, daß man mir auch diesen Mann einsperren würde, beschwor ich ihn, bei mir zu bleiben. – Es nützte aber nichts, er meinte, zu seinem Kosta halten zu müssen, und benahm sich auf der Polizeiwache derart, daß man ihn zwar nicht gleich dort behielt, aber ihm acht Tage Arrest zudiktierte, die er später abzusitzen hatte.

Mit diesen drei Menschen waren wir drei Wochen zusammen und kamen aus dem Lachen nicht heraus.

Am belehrendsten, aufklärendsten waren Lazic und Okrepa in der Schilderung der Gegend, die der Zug durchfuhr. –

Oh – dort drüben – oh, dort ist der beste Sliwowitz

von ganz Serbien. — Oh, da rechts — wunderbar — ein Sliwowitz, einfach zum Niederknien. — Jetzt kommen zwei Klöster, in einem ist der Sliwowitz besser, in dem anderen schlechter.

Es war ganz unmöglich, etwas anderes zu erfahren, als wo der Sliwowitz gut, besser oder am besten sei.

Die Konzerte waren trotzdem glänzend vorbereitet. Überall fand ich sehr großes Interesse, und der Gipfelpunkt war Belgrad.

Eine herrlich gelegene Stadt, die nur unter der Wucht des Krieges noch zum Teil zusammengebrochen daliegt, aber die sich schon streckt und dehnt, und deren ungezählte Neubauten ein Zeichen sind, daß sie in Bälde in strahlender Schönheit wieder erstehen wird.

Ein sehr bewegtes Leben in den Straßen, schon mit etwas orientalischem Einschlag.

Ich sah dort die erste Moschee, die einen tiefen Eindruck auf mich machte, trotz ihrer fast ärmlichen Beschaffenheit.

Von der Hingabe und dem Allesumsichvergessen der Beter macht man sich keine Vorstellung. In der Zeit, die ich in der Moschee verbrachte, fiel ein Mann wenigstens dreißigmal auf die Erde, stand auf, beugte sich tief nach vorne und fiel wieder nieder, um die Erde mit der Stirne zu berühren. — Dies alles mit einem verzückten Gesicht — völlig weltentrückt.

Sehr schöne Stunden verbrachten wir in Belgrad auf unserer österreichischen Gesandtschaft, wo wir schon beim Überschreiten der Schwelle ein warmes Heimatgefühl empfanden.

Ich sang in der Universität, einem ganz neuen,

imposanten Gebäude, dessen Aula nur in den seltensten Fällen zu Konzertzwecken zur Verfügung gestellt wird.

Der Rektor und einige Professoren begrüßten mich in der freundlichsten Weise, und die Stimmung im Saale war eine derart herzliche, daß ich mich kaum jemals wohler gefühlt habe als in diesem edlen, wundervoll akustischen Saale. —

Vier Abende sang ich in einer Woche, und an jedem dieser Abende war das Haus bis zum letzten Platze mit denselben Menschen gefüllt, ein Zeichen für die große Musikliebe der Bevölkerung.

Von Seiner Majestät dem König Alexander wurde ich zu einem Hofkonzert eingeladen, das mir eine sehr liebe Erinnerung bleiben wird.

Hofkapellmeister Pokorny, ein engerer Landsmann, ein Mährer, aber schon dreißig Jahre in Belgrad und ganz mit Serbien verwachsen, leitete das überaus glänzende Gardeorchester, dessen Mitglieder sich meist aus Tschechen zusammensetzen und ausgezeichnete Musik machen.

Das Hofkonzert war nur für einen kleinen Kreis, Diplomatie, Hochwürdenträger und Generalität arrangiert und verlief sehr schön und ziemlich ungezwungen.

Die junge Königin Maria erweckte in mir eine liebe Erinnerung an Bukarest, wo ich im Jahre 1914 bei der engelsguten Königin Elisabeth von Rumänien mit meiner Frau und Tochter zu Gaste war.

Während wir damals musizierten, trat die bildhaft schöne Kronprinzessin, jetzt Königin Maria, mit ihrem Töchterchen in den Salon.

Die reizende Prinzessin nahm sich gastfreundlichst meines Kindes an und es war entzückend anzusehen, wie die beiden gleichaltrigen Mädchen, beide mit offenem, langem, goldblondem Haar, sich miteinander unterhielten.

Nun stand die eine als Königin vor mir, mein „Mäderl" ist schon Mutter, und die junge Königin sollte es damals in einigen Wochen werden.

Von Belgrad ging es in die Tschechoslowakei, wo wir weitere drei Wochen zubringen wollten.

Manchmal tritt der unselige Umstand ein, daß man das Publikum durch eine Absage enttäuschen muß.

Ist dies einmal oder gar mehrere Male geschehen, so werden die Leute mißtrauisch und das äußert sich im schlechten Vorverkauf.

Es war in Olmütz.

Dort kam der Impresario ins Hotel und meinte, die Leute wollten nicht glauben, daß ich wirklich komme, deshalb müsse diesmal etwas geschehen. —

Erstens solle in der Zeitung gesagt werden, daß ich wirklich da sei. Und diese Zeitungsnotiz müsse ein Reklamespaziergang am Hauptplatz der Stadt unterstützen. —

Ich schrieb also im „Mährischen Tageblatt", mir sei zu Ohren gekommen, daß man meine Anwesenheit in Zweifel zöge. —

Ich erteilte den ungläubigen Olmützern diesbezüglich einen Ordnungsruf und erklärte mich bereit, um jeden Argwohn zu bannen, mich im Hotel Bürgerhof von zwölf bis zwei Uhr öffentlich zu zeigen, und damit auch dem leisesten Mißtrauen der Boden entzogen werde, mich daselbst angreifen zu lassen,

damit keiner sagen könne, ich sei ausgestopft oder nachgebildet.

Das wirkte. — Am Abend war der Saal gepfropft voll.

Auch in meiner Heimatstadt Brünn war eine derartige Praterbudenacquisiteurunterstützung notwendig geworden, denn das Publikum glaubt so leicht, wenn man einmal krank wird und absagt, tue man dies nur, um es zu ärgern.

Ich möchte aber an dieser Stelle einmal konstatieren, daß ich nur dann absage, wenn ich absagen muß.

Meine Brünner Freunde richten es meist so ein, daß sie fortfahren, wenn ich dorthin komme. Sie sind der Anschauung, daß sie billiger davonkommen, wenn sie nach Kairo reisen, als wenn sie mich einmal zum Essen einladen.

Sowie in Kairo mehrere Brünner auftauchen, wissen die Kairoaner — aha — Slezak gastiert in Brünn. —

Das sind Übertreibungen — denen ich beim besten Willen keinen Reiz abgewinnen kann.

Alles geht zu Ende — selbst die beschwerlichste Reise — und wenn man dann wieder in Wien in seinem lieben Heim sitzt — mit dem herrlichen Blick auf den Ring, die Oper und den Stephansturm — denkt man mit Freuden an die Reisewochen zurück und wünscht sich, daß man noch viele solcher Tourneen erleben möge.

Das Künstlerzimmer

Als konzertierender Sänger ist man auf Reisen unglaublichen, ans Wunderbare grenzenden Überraschungen ausgesetzt.

Da sind vor allem die Säle, die einem Künstler so manche Ungelegenheiten bringen.

Säle, zum Beispiel, die nach der Straße hin wenig abgedichtet sind und jedes Geräusch von außen hereinlassen. Wenn man in einem solchen Raum ein stimmungsvolles Lied singt, die Augen wonnig zum Himmel verdreht, sein Publikum mit einem verklärten Piano anhaucht, ist man wenig begeistert, wenn plötzlich, an der poetischsten Stelle, von draußen her der gellende Pfiff einer Lokomotive ertönt, man den Schaffner die letzten Anordnungen zur Abfahrt geben hört und den abdampfenden Zug, nach seinem Schnauben und Pusten, noch längere Zeit verfolgen kann.

Ferner sind im Winter kalte Säle oder ein kalter Verbindungsgang zwischen Künstlerzimmer und Saal äußerst unbeliebt. Wenn man nach einer Liedergruppe echauffiert heraustritt, läuft man Gefahr, gleich vier Krankheiten auf einmal zu bekommen, wenn man es nicht vorzieht, mit Pelz und Pelzkappe auf dem Podium zu erscheinen und sich beim Abgange vor seinem Auditorium wieder wie für eine Nordpolreise anzuziehen.

Außerdem gibt es in manchen Provinzstädten Säle

mit wundervollen Speisegerüchen: Düfte von Gulaschsaft, gerösteten Zwiebeln und gedünstetem Kohl umgaukeln dem begnadeten Sänger die Sinne und lenken ihn von all der Poesie ab, die er zu zelebrieren hat, weil er außerstande ist, an etwas anderes, als an das Nachtessen zu denken.

Er wird vom Tantalus gequält. –

Gar nicht zu reden von Sälen, in denen man vor den Augen des Publikums ein ganzes Stockwerk hoch über Stiegen aufs Podium klettern muß. Wenn man oben ankommt, hat man keinen Atem und es hängt einem die Zunge heraus.

Das krasseste in dieser Hinsicht passierte mir in Goeteborg in Schweden.

Ich sang in dem herrlichen Palladium-Saal, der nur als Kinotheater eingerichtet ist und weder Bühne noch Podium, sondern nur eine Leinwand für die Flimmerbilder hat.

Unterhalb des Projektionsrahmens saß das Orchester, über dieses wurden Bretter gelegt, und ich mußte auf einer effektiven Maurerleiter emporklimmen und durch eine Öffnung, wie aus einer Versenkung, auftauchen.

Unter kreischender Heiterkeit der Anwesenden balancierte ich in die Höhe.

Erschöpft oben angelangt, mußte ich erst längere Zeit nach Luft ringen, ehe ich singen konnte.

Hinauf ging es noch ganz gut, aber hinunter...! Das war erheblich blamabler! Ich mußte nach rückwärts hinuntersteigen, wie das eben bei einer Maurerleiter nicht anders möglich ist.

Und dies wiederholte sich an jedem Abend dreimal.

Ich schämte mich noch längere Zeit, daß ich mich als ein so schlechter Steiger bewiesen hatte.

Mit großer Sorge betrete ich jeden Saal, den ich noch nicht kenne, nicht vorher angesehen habe.

Auch die Klaviere, die einem manchmal aufs Podium gestellt werden, sind katastrophal, und es kommt nicht selten vor, daß man ein Pianino vorfindet, das wie eine alte ungestimmte Harfe klingt und bei dem einige – gewöhnlich die wichtigsten Töne – nicht anschlagen.

Daß bei dem Gewimmer eines solchen Drahtgestelles nicht die rechte Stimmung aufkommen kann, ist nicht zu verwundern.

Aber was dem Künstler manchmal für Künstlerzimmer zugemutet werden, streift ans Unwahrscheinliche.

Jeder Sänger hat das Verlangen, sich in der Zeit, in der er nicht vor dem Publikum steht, zurückzuziehen. –

Dieses Verlangen ist bei mir besonders intensiv ausgeprägt, ja, artet in ein Lechzen nach Einsamkeit aus, und der Gedanke, dieses nicht befriedigen zu können, wirkt lähmend auf mich.

Ich bin schon zufrieden, wenn mir eine größere Kohlenkiste zur Verfügung gestellt wird, ein Stuhl und ein kleiner Tisch, so daß ich die Noten nicht krampfhaft in der Faust halten muß.

Aber es kommt manchmal vor, daß man den Künstler ganz frei, unverhüllt, in eine Podiumecke setzt, und ihn der rücksichtslosen Neugier der Menge ausliefert.

In einigen Fällen verlangte ich eine spanische Wand. –

Man versuchte, mich von diesem Wunsche abzubringen, mit der Motivierung, daß das Beobachten des Künstlers außerhalb seiner Tätigkeit weitaus größeres Interesse auslöse, als das Singen selbst. –

Erst auf meine entschiedene Versicherung, daß, wenn ich mich schon anstarren lassen müsse, dies nur in einem Käfig und gegen ein separates Entree zu geschehen habe, erhielt ich eine Schutzwand.

In den ersten Jahren meines Künstlerwallens, als es noch kein Städtchen gab, das ich nicht eines Konzertes gewürdigt hätte, wurden von einem kühnen Unternehmer Tourneen für mich zusammengestellt, die immer in die ersten Tage der Opernferien fielen und mich in ganz unbeleckte Gegenden führten.

Unbeleckt ist selbstverständlich nicht im genauen Wortsinne zu denken, sondern ich meine, nicht allzusehr von Künstlerkonzerten überflutet.

Zu dritt fuhren wir von Wien ab, meist in Personenzügen, weil in diesen Städtchen die Schnellzüge nicht hielten.

Der Impresario, ein sehr aufgeregter kleiner Herr, der mit der Zunge anstieß und stotterte, reiste voraus.

Er sagte, er müsse Quartier machen. Ich aber habe ihn in Verdacht, daß er nicht mit uns zusammen sein wollte, weil wir ihm mit unserem sonnigen Humor auf die Nerven fielen.

Unser Humor war derart sonnig, daß uns nach einigen Tagen schon gegenseitig elend voreinander wurde, und wir uns nicht mehr ohne Üblichkeiten ins Antlitz sehen konnten.

Immer dieselben wilden Scherze.

Bei der Ankunft das verwechselnde Vorstellen.

Der Pianist schielte, sah aus wie ein verpatzter Mephisto, meldete sich als Herr Slezak, — ich gab mich als seinen Kammerdiener aus, und der Geiger, der mitwirkte, dokumentierte sich als Reisemarschall. Wir trieben diesen ausgezeichneten Scherz so lange, bis wir manchmal selber nicht mehr wußten, wer wir eigentlich seien.

Besonders beliebt war das Ansagen der Lieder mit falschen Komponistennamen. Ich annoncierte die „Adelaide" und zeigte auf den Klavierspieler, der sich als Beethoven bedankte.

Oder ich kündigte den „Lenz" an — von Johann Sebastian Bach.

Ein Blödsinn jagte den anderen, und als nach vierzehn Tagen die Reise zu Ende war, trennten wir uns in dem beglückenden Bewußtsein, daß wir uns längere Zeit nicht mehr zu sehen brauchten.

Auf solch einer Konzert-Tournee kam ich auch in eine Provinzstadt in Schlesien. Dort war der Tanzsaal eines Gasthofes zum Konzertsaal bestimmt.

Der Impresario suchte das Künstlerzimmer. — Alle Türen waren geschlossen. Er ließ den Gastwirt holen und bat um den Schlüssel zur Garderobe. —

„Den geb ich nie her, do ei dem Kammerle hots a Masse Krom drinn, das bleit zu!"

„Ja, entschuldigen Sie, der Sänger muß doch einen Raum haben, wo er sich aufhält, wenn er nicht auf der Bühne ist," sagte gereizt der Unternehmer.

„Er soll sich ei die Kuliß stellen!"

„Aber das geht nicht, das kann man dem Herrn

doch nicht zumuten," erwiderte der Mann mit galledurchzittertem Beben im Ton.

„Machen Se was Se wollen, den Schlissel zu den Kammerle giebts nie, vorige Woch hatten wr a an Zauberkinstler do, der hat sich a hinter die Kuliß versteckt, wenn er nie gezaubert hat. — Und überhaupt — wenns Ihne nie recht is, laß ich Se nie spielen!"

Die beiden Herren lagen sich noch längere Zeit in den Haaren. Meinen Impresario drohte der Schleimschlag zu treffen, und der Gastwirt war vor Galle schon indigoblau im Gesicht.

Endlich gab er nach, und ich hatte am Abend mein Künstlerzimmer.

Grollend ging der Wirt herum und sagte zu seinem Personal:

„A seche verfluchte Geschichtenmacherei da mit dem Kerle, — verzehrt wird a nischt, — nie amal a Kriegle Bier kann mer verkafen, das han se a verboten, na mir soll noch amal aner kommen, mit an sechen Konzerte da, den schmeiß ich heilig raus!" —

Als er aber nach dem Konzerte sah, daß mich die Honoratioren des Ortes sehr respektvoll und aufmerksam behandelten, und gar der Herr Major — der Stadtkommandant — sich an unseren Tisch setzte, riß der freundliche Gastgeber die Augen auf und murmelte kopfschüttelnd vor sich hin: „Alles wegen dem bißle Geplärre do, ich waß nie, i c h kann an dem Kerle nischt finden." — — —

Unerfreuliches

Nirgends im Leben ist der Mensch Unfällen und Katastrophen so leicht ausgesetzt wie auf dem Theater.

Es gibt Vorstellungen, in denen die Tücke des Objektes Orgien feiert und einfach alles schief geht.

Wenn einmal ein Abend mit dem harmlosesten Mißgeschick beginnt, so kann man sicher sein, daß ein ganzer Rattenschwanz von Unannehmlichkeiten, vor denen jeder Regisseur und Künstler machtlos die Segel streichen muß, die Folge ist.

Wenn zum Beispiel der Lohengrin auftritt und, statt ans Land zu gehen, ins Wasser fällt, so ist dies schon eine Vorbedeutung dafür, daß eine ganze Perlenkette von Unfällen, Zwischenfällen und störenden Episoden sich daran anschließen wird.

Der Elsa platzt die Miederschnur und sie fällt über ihre eigene Schleppe. Der Telramund verkutzt sich beim Gurgeln, es kommt ihm Eibischtee in die unrechte Kehle, er versäumt seinen Auftritt und seine Mitkombattanten wissen nicht, was sie inzwischen auf der Szene anfangen sollen.

Auch kommt es – dies aber leider sehr selten, ja, ich möchte fast sagen – nie, vor, daß sich ein Kurzschluß einstellt, die Beleuchtung versagt, alles stockfinster wird und der Regisseur, von einer Taschenlampe beleuchtet, vor das Publikum tritt, um dieses

aufzufordern, langsam nach Hause zu gehn. — Meistens aber wird der Kurzschluß behoben und wir Künstler haben gar keinen Vorteil davon.

Draußen, in der internationalen Karriere, werden von diversen Rivalen durch alle möglichen Intrigen Unfälle gezüchtet, die, wenn sie auch nicht gerade gefahrbringend sind, so doch zumindest einen Erfolg schmälern und oft den Konkurrenten so lächerlich machen, daß er für die nächsten zehn Jahre als Tragöde nicht zu gebrauchen ist.

So passierte es mir einmal in Philadelphia, wo ich im Rahmen der Metropolitanoper den Lohengrin sang, daß am Schlusse des zweiten Aktes, als ich, Elsa im Arme haltend, zu singen hatte: „Heil dir Elsa — nun laß vor Gott uns gehn", mitten in den hohen Ton hinein, der Vorhang fiel.

Was nützte es, daß der Vorhangzieher dann von achtzehn Personen auf einmal beflegelt wurde, was nützte es, daß er den Vorhang wieder in die Höhe zog und ihn überhaupt nicht mehr fallen ließ, so daß wir uns angesichts des Publikums beschämt von dannen schleichen mußten, — der Aktschluß war verdorben, das Auditorium in eine höchst animierte und antilohengrinale Stimmung versetzt und wir — namentlich ich, weil ich der „Hehrste" war — bildeten lächerbare Erscheinungen.

Man ging der Sache nach und eruierte, daß ein französischer Kollege dem Vorhangzieher zehn Dollar geschenkt hatte...

Wenn ich so auf meine vielen Unfälle und Mißgeschicke zurückblicke und die Folgen bedenke, die sie hätten auslösen können, wundere ich mich, daß

So lauern die Gefahren, Tücken und Mißgeschicke . . .

mir — dreihundertmal unberufen! — bis heute noch nichts Ernstliches passiert ist.

Angesichts einzelner, besonders krasser Unfälle bin ich zur festesten Überzeugung gelangt, daß ich immer einen Schutzengel bei mir hatte, der mir in der größten Gefahr beistand.

Ich glaube sicher nicht irre zu gehn, wenn ich annehme, daß bisher noch keiner meiner Kollegen angesichts des Publikums in den Souffleurkasten gefallen ist.

Meine bissigen Kameraden werden wohl alle wohlig schmatzend erklären: „Aha! — er kann halt dem Souffleurkasten nicht nahe genug sein, weil er sich jedes Wort mit Gewalt dort herausholt!" —

Nein, meine verehrten, lieblosen Kollegen — dem ist nicht so! —

Ich gab in Baden bei Wien ein Konzert. — Dieses war vorüber. — Die faszinierte, mit berechtigter Begeisterung bis zum Platzen geladene Menge kreischte mich vor den Vorhang, der unglücklicherweise das Loch des Souffleurkastens bedeckte, so, daß ich ahnungslos hineintrat. — Zwar nur mit einem Fuß. — Aber, ich konnte nicht mehr heraus. — Ich erwog schon den Gedanken, den zweiten Fuß nachzuziehen und einfach durch den Kasten abzugehn.

Aber mit geübtem Blicke konstatierte ich, daß ich, mit meinem Körperumfang, nie im Leben durch diese Öffnung durchgekommen und rettungslos steckengeblieben wäre.

Heroisch faßte ich den Vorhang und zog mich an ihm hoch. — Im Nu war ich draußen und alles löste sich in Wohlgefallen auf.

Wenn nun, wie es oft bei übertrieben humoristischen Szenen im Kino vorkommt, der Vorhang oben ausgerissen wäre, so hätte sich die Situation zu einer unliebsamen Steigerung zugespitzt.

Nur eine Abschürfung am Schienbein ist mir zur Erinnerung geblieben.

Doch das bin ich nachgerade gewöhnt — meine Schienbeine und Kniescheiben ähneln der Wunde des Amfortas — sie heilen nie! —

— Ein Unfall in Graz war allerdings bedenklicherer Natur. —

Ich stand in der Oper Aida, im Prunkgewande des Rhadames, auf einem Gladiatorenwagen, den ich gleich von vornherein als schwächliches Kinderwagerl agnoszierte.

Als Vorspann waren zwei Miniaturstatisten bestimmt, die ich gleichfalls schon in der Kulisse als lächerliche Erscheinungen brandmarkte. — Aber man beruhigte mich und erklärte, daß diese beiden Statisten den Wagen schon im Jahre achtzehnhundertdreiundsiebzig bei der Weltausstellung vorbildlich gezogen hätten.

Auch für die rhachitische Beschaffenheit des ägyptischen Steyrerwagerls fand man ermutigende und anerkennende Worte.

Siegesgebläht stand ich also da oben, umjubelt von ganz Ägypten, meine Brust von all den gewonnenen Schlachten geschwellt. — Auf einmal löst sich der kleine Bohrer, der die Deichsel mit dem Karren verbindet — die Deichsel fällt heraus und bleibt in den Händen der beiden ägyptischen Piccolos, der zweirädrige Affenkasten neigt sich nach vorne — ich

verliere das Gleichgewicht und stürze mit dem Kopf direkt zur Erde.

Die beiden Statisten laufen davon, das Volk von Ägypten sieht seinen Feldherrn mit sichtlichem Vergnügen umfallen.

Der Vorhang wird sofort heruntergelassen, der Arzt kontrolliert, ob meine Knochen heil und beisammen sind, verbindet das zerschlagene Knie und die Vorstellung geht weiter.

Meine lieben Freunde erklären das Wunder, daß ich nicht in mehrere Teile zerschellt bin, damit — daß ich auf den Kopf gefallen sei und der — so behaupten die Lästermäuler — bei mir kein edler Körperteil wäre.

Wenn ich jetzt Schlachten gewinne und von meinem Volke im Triumph heimgeholt werde, gehe ich zu Fuß. —

Vor einigen Jahren riß das Seil des Personenaufzuges in meinem Hause und ich stürzte ungefähr zwei Meter mit dem Lift herunter, da auch die Fangvorrichtung versagte.

Die Blätter schrieben, daß ich aus dem dritten Stockwerk bis in den Keller gefallen wäre, das Aufzuggehäuse in Atome zersplittert sei, ich aber — wie Daniel aus der Löwengrube — heil und unversehrt ausgestiegen wäre. Ein kleiner Nervenschock hatte sich allerdings eingestellt, aber dieser war ganz bedeutungslos.

Auf diese Nachrichten hin habe ich aus aller Herren Ländern grobe Briefe erhalten, in denen man mich des klobigsten und aufdringlichsten Reklameheldentums zieh und mir nicht gönnte, daß ich mich nicht erschlagen hatte. — So beliebt bin ich! —

Auch mit dem Niedersetzen auf der Bühne habe ich viel Pech. —

In einer aufgeregten Szene in der Oper Othello warf ich mich, vom Schmerz übermannt, auf einen venezianischen, gekreuzten Holzfauteuil und fühlte, wie dieser bedenklich nachgab.

Ich bewahrte zum Glück das Gleichgewicht und ließ mich auf die Knie nieder.

Meine Kollegen um mich herum begannen die Gesichter zu verziehen, zu grinsen und zu kichern.

Als ich aufstand, sah ich statt des venezianischen Stuhles ein Häuflein in sich zusammengesunkener Holzprießeln, deren Anblick auch das Publikum merklich erheiterte.

Empört beklagte ich mich bei dem Regisseur darüber, daß man mir so schwache Puppenmöbel hinstelle, die schon vom bloßen Draufschauen zerbrächen und mich der schwersten Lächerlichkeit preisgäben. —

Da beflegelte mich der Regisseur und meinte, er werde von nun ab nur noch Möbel aus dem Elefantenhause in Schönbrunn zu meiner Verfügung halten. Ich möge mich mit meiner Ichthyosaurus-erscheinung ausstopfen lassen, allein Komödie spielen und man verbäte es sich, daß alle Möbel, infolge meiner dreihundert Kilo, kaputt gemacht würden — das wäre der Grund, weshalb wir an unserem Staatstheater immer Defizit haben und von nun ab müsse ich jedes zerbrochene Möbelstück ersetzen.

Man verbellte mich in der beschämendsten Weise, so, daß ich ganz kleinlaut wurde — ich neige so sehr

zur Schüchternheit — und ich entschuldigte mich vielmals, daß ich auf der Welt bin.

Ich konstatierte nur mit Nachdruck, daß die dreihundert Kilo eine maßlose Übertreibung wären, die ich nicht scharf genug zurückweisen könne.

Selbstverständlich untersuche ich jetzt die von mir zu benützenden Möbel, weil ich die Leute im Verdacht habe, daß sie mir alle schadhaften Sitzgelegenheiten hinstellen, nur damit ich sie zerstöre und ihnen dann neue kaufen muß.

— In meiner zartesten Jugend, in Brünn, sang ich den jungen Siegfried.

Wir hatten einen sehr schönen Drachen aus Papiermachee, in dessen Innerm zwei Arbeiter die Bewegungen des Ungetüms veranlaßten.

Ich war bei der Probe derart in Stimmung und von solch jungsiegfriedlicher Kraft, daß ich Nothung das Schwert durch die Pappendeckelbrust des Drachen bis an das Heft stach und beide Arbeiter derart verletzte, daß sie ins Allgemeine Krankenhaus gebracht werden mußten.

Am nächsten Morgen, als ich ganz erschüttert von dem Unheil, das ich angerichtet hatte, zur Orchesterprobe kam und, den Bären verfolgend, ablief, brach unter mir die Bühne zusammen.

Instinktiv erfaßte ich einen gemalten Baum, der mich, obzwar er und der halbe Wald mir in der Hand blieben, vor einem furchtbaren Schicksal bewahrte.

Wenn ich in die Versenkung gefallen wäre, würde ich vier Stockwerke tief gestürzt und wohl schwerlich am Leben geblieben sein.

So lauern die Gefahren, Tücken und Mißgeschicke

überall, und man kann jeden Abend, an dem man heil heimkommt, seinem Schöpfer danken.

Vor einigen Jahren träumte mir, daß ich als Raoul in den Hugenotten einmal wirklich erschossen werden würde.

Das machte mich sehr nervös und ich legte dem Requisiteur, dem das Laden der Gewehre übertragen war, strenge ans Herz, gut nachzusehn und die Statisten zu instruieren, daß sie die Mündungen der Gewehre beim Schießen recht hoch zu halten hätten. Eines Abends krachten wie üblich ungefähr dreißig Schüsse, ich stürzte und fiel so unglücklich auf den Ellenbogen, daß ich ihn in mehrere Knochensplitter zerschlug.

So hat sich meine Angst vor dem letzten Akt der Hugenotten doch auf eine sehr unangenehme Weise als berechtigt gezeigt – mein Traum sich zum Teil erfüllt.

Sehr oft ist man leider auch selbst die Ursache von Unfällen.

In Breslau war Neueinstudierung von Webers Euryanthe. –

Ich stand als Syrupjüngling Adolar auf der Szene und erwartete Euryanthe, die in meine Arme stürzend zu singen hat: „Hin nimm die Seele mein – atme mein Leben ein." –

Um ihr Vorhaben zu unterstützen, gehe ich ihr einige Schritte entgegen und trete dabei der Bedauernswerten auf den Fuß. –

Sie wankt – erbleicht unter der Schminke und muß, nachdem sie unter Aufbietung aller Energie mich noch ersuchte, ihre Seele hinzunehmen und ihr

Leben einzuatmen — abgeführt und erfrischt werden.

Vier Wochen mußte die Arme das Bett hüten, alle Nägel an den Zehen hat sie eingebüßt.

Wenn ich Ludmilla heute in Prag, wo sie als Gesangspädagogin wirkt, auf der Straße begegne, weicht sie schon von weitem zurück und singt: „Hin nimm die Seele mein, atme mein Leben ein — aber tritt mir um Gottes willen nicht auf die Füße, lieber Adolar!" —

Jetzt aber sei mit der Serie meiner Unerfreulichkeiten Schluß gemacht. —

Ich will nur noch der innigen Hoffnung Ausdruck geben, daß es bei weiteren Unfällen immer so gut ausgehen möge, wie es bisher der Fall war.

Luftröhrenkatarrh

Drei Uhr morgens. – Ich erwache. – Huste.

„Um Gottes willen, was ist dir?“

„Nichts, mein Kind!“

„Gott sei Dank!“

Fünf Minuten später: „Haa – psi!!!“

„Leo! – Mir gefriert das Blut in den Adern – du niesest ja!?“

„Es ist nichts, mach mich nicht nervös! –“

„Gott sei gelobt – ich bin so erschrocken!“

In den nächsten zehn Minuten räuspere ich siebzehnmal ohne jede Randbemerkung, beim achtzehnten Räuspern mache ich Licht, ergreife eine der fünfundsiebzig Medizinflaschen auf dem Nachttischchen und nehme einen Schluck.

Mein schwergeprüftes Weib blickt mich mit vor Angst hervorquellenden Augen wortlos an, seufzt und sagt nichts. –

Da, ein Stich im Halse!

„Elsa!! – – Also doch!!“ – –

„Luftröhrenkatarrh!“ – –

Woher – weshalb – wieso – gegenseitiges Rätselraten, wo ich mich erkältet haben kann.

Am nächsten Morgen zum Telephon.

„Zwölf – eins – vierundzwanzig!“ –

„Achtzehn – sieben – vierunddreißig!“

„Nein, Fräulein, die Nummer heißt: zwölf – eins – vierundzwanzig!!!“

„Sechzehn — zwo — zwoundzwonzig!“

„Aber nein, Fräulein, um Gottes willen, ich spreche doch deutlich — ich bin ja berühmt wegen meiner deutlichen Aussprache — in allen Kritiken werde ich diesbezüglich lobend erwähnt. Fräulein — zwölf — eins — vierundzwanzig!!!!“

„Also Automat!“ —

„Nein, Fräulein, nicht Automat, bit — —“

„Nummer bitte?“ —

„Zwölf — eins — vierundzwanzig!“

„Ach, das ist ja nicht Automat!“ — gellt es zurück.

„Aber Fräulein, ich will ja gar nicht Automat, Ihre Kollegin hat mir gegen meinen Willen Automat gegeben.“

„Wenn Sie nicht Automat verlangt hätten, hätte man Ihnen nicht Automat gegeben!“ —

Aus! —

— Rrrrr! — „Fräulein, ich beschwöre Sie, ich bin am Rande des Irrsinns, geben Sie mir zwölf — eins — vierundzwanzig.“ —

„Mein Herr, wollen Sie sich jeder privaten Äußerung enthalten, — sagen Sie die Nummer, die Sie haben wollen, alles andere entzieht sich meinem Interesse.“

„Pardon! — also zwölf — eins — vierundzwanzig!“

„Geändert.“

„Seit wann?“ — —

„Da müssen Sie bei der Generaloberpostdirektionstelephonamtsstelle, Sektion III, Hetzgasse, schriftlich anfragen.“ —

„Dann bitte Auskunft.“ —

„Besetzt.“ —

Rrrr! — „Fräulein, die Auskunft —“

„Besetzt. —“

Nach dem siebenten „Besetzt“ lege ich das Hörrohr hin, so daß es sich in mehrere Teile auflöst und der Telephonblechkasten sich verbiegt.

Rrrr!

Nichts.

Rrrr!

Alles leblos.

Zum anderen Apparat ins Vorzimmer. — Rrrr. — „Fräulein, die Störung!“ —

„Besetzt.“

Zerknirscht winsele ich. „Fräulein, wenn Sie mir die Auskunft geben, heirate ich Sie, egal, wie Sie ausschauen.“ —

„Hier Auskunft!“ —

Ich erfahre die Nummer, sie heißt jetzt elf — eins — vierundzwanzig statt zwölf — eins — vierundzwanzig.

Rrrr! „Also elf — eins — vierundzwanzig.“ —

„Hier bei Doktor E.“ —

„Bitte den Herrn Doktor zum Telephon.“ —

„Der Herr Doktor ist schon weg, er hat eine Operation.“

„Also ich komme mittags in die Vorordination für dringende Fälle.“

Die Zeit bis Mittag wird dadurch ausgenützt, daß ich zehnerlei Medizinen nehme und diese, damit die Wirkung nur ja eine recht ausgiebige sei, in fünffacher Dosis.

Mein Arzt widerrät mir zwar diese Methode und meint, daß derlei einmal schief gehen könne, doch

wenn ich mich einmal zu einer Anschauung durchgerungen habe, so vertrete ich diese auf Gedeih und Verderb! –

Mittag um zwölf Ordination bei meinem Halsspezialisten, Doktor E. –

Seit vielen Jahren ist er mein Arzt, der Arzt aller Wiener Sänger, er ist das Manna der Hustenden, der Vater aller Verschnupften. – Alles, was singt und redet, wallt zu ihm, er soll helfen. – Den ganzen Tag ist dieser Mann von früh bis spät geplagt, und wenn er um zehn Uhr abends, nach sechsstündiger Ordination, seinen letzten Patienten besucht, so ist er noch ebenso aufopfernd und intensiv bei der Sache, wie am frühen Morgen. –

Mit einem Wort, er ist der Onkel Doktor, wie er in den Bilderbüchern geschildert wird.

Seine Hauptpassion in den wenigen freien Stunden, die ihm bleiben, ist das Sammeln von Uhren und Miniaturen, mit denen seine Wohnung, ein behagliches Wiener Bürgerheim, angefüllt ist. – Eine Unzahl von Uhren hängt an den Wänden, alle gehen, gehen gut, alle hält er in Ordnung. Er kauft sie als Fragmente bei Althändlern, und ob auch die wichtigsten Bestandteile fehlen, er ersetzt sie meisterlich, denn er ist ein fabelhafter Mechaniker. So zaubert er aus irgendeinem alten Scherben eine geradezu ideale Uhr, die fröhlich an der Mauer mit fünfundvierzig anderen um die Wette tickt.

Außerdem hat er einen ausgeprägten Feuerzeugsinn. – Aus den unglaublichsten Gegenständen macht er Benzinfeuerzeuge, die wirklich funktionieren. Überall stehen sie herum, und es ist mir noch nie

gelungen, solch ein Feuerzeug beim Versagen zu ertappen.

Oft mache ich ihm die bittersten Vorwürfe, weil man sich bei seiner Vollkommenheit geradezu kläglich vorkommt.

Doch zurück zur Ordination.

Im Vorzimmer: Leidensgenossen. –

Josma Selim, die Königin des Chansons.

„Josma – Grüß' Gott – was fehlt dir?"

„Nichts, ich komme bloß, um dem Doktor Vorwürfe zu machen."

„Was? – Unserem Doktor, der so gut ist – unserem Ludwig?"

„Ja! – Denke dir, die Uhr geht viereinhalb Minuten zu spät."

„Was für eine Uhr?"

„Ich habe doch bei einem Tandler eine Stockuhr gekauft, sehr schön, sie hatte nur keine Zeiger, es fehlten sämtliche Räder, und die Feder war zerbrochen. Diese Uhr habe ich ihm gebracht und ihn gebeten, sie zu reparieren. Er lehnte ab. Schließlich appellierte ich an sein bekannt gutes Herz, da nahm er sie, und vorige Woche gab er sie mir, vollständig in Ordnung, wieder. Herrlich! Er sagte, er habe fünf freie Sonntagnachmittage dazu gebraucht und nannte meine Rokoko-Uhr einen traurigen Jammerkasten. – Stelle dir vor, nun geht sie viereinhalb Minuten nach, ich bin also da, um ihm einen Ordnungsruf zu erteilen."

„Höre einmal, ich finde es etwas kühn von dir, liebste Josma, daß du den gütigen Mann dafür, daß er dir den Uhrmacher erspart, auch noch beflegeln

willst. — Josma! — Gehe in dich, lege dir diesem Manne gegenüber ein Benehmen zurecht, das zwar vorwurfsvoll, aber dennoch mit Dankbarkeit gepaart ist, sonst betrübst du ihn. —"

Tränenfeuchten Auges lallt sie: „Du hast recht — ich werde ihn nicht betrüben."

Die Tür geht auf — Pallenberg. — „Ei Potz — ei Doppelpotz — was sehe ich? — Die Creme unserer Bühnenheroen! — Du da, kühner Sänger — singender Kühner? Gegrüßt seid ihr! — Salve!"

„Max — wo fehlt's?"

„Trockenheit im Nasenrachenraum, gepaart mit wenig Luft."

„Was hör ich — gurgelst du?"

„Auch dieses — etwas Franzbranntwein mit einem Schuß Lysol, der Sepsis wegen. Auch verbat er alles Bröselige!"

„Wieso bröselig?"

„Oh, forsche nicht, auch wenn ich's dir erklärte, du würdest es doch nicht fassen."

Da lugt hinter den „Fliegenden Blättern", Ralph, Josmas Benatzky, hervor und jubelt: „Horch — welch fröhlich Schellengeläute!"

„Ralph, das ist ja die Hupe des Mistbauerautos, die sich mit den Klängen der Eingangstüre vermählt."

Pallenberg: „Wie treffend — ha, wie treffend! — Skiheil!"

Die anderen, in den Fauteuils sitzenden Patienten blicken sich befremdet an, suchen angstvoll mit den Blicken die Ausgangstüre. Eine ältere Dame fragt besorgt, ob der Herr Doktor nur Halsarzt sei. — — —

hähä — hehi — häha . . .

Bella Pahlen erscheint im Rahmen der Türe.

„Ah, Bella, auch du – was ist's?"

„Das Gaumensegel ist verbogen."

„Interessant – gibt es das?"

„Ja. – Der Morgenschleim versaut mir am Abend mein gehauchtes Piano."

„Was tut Ludwig da?"

„Er verbot mir alles Bröselige. –"

„Genügt das?"

„Nein, ich darf auch nicht heiß essen."

Pallenberg probiert ein Feuerzeug – es funktioniert. Er steckt es ein und lispelt: „Das bringe ich meinem lieben Doktor."

Ich nehme ein herrliches Bronzeschiff vom Ordinationszimmertisch, um Max nicht nachzustehen, und dem guten Doktor auch etwas mitzubringen.

Da geht die Türe auf – Kollege Tauber, mit dem Einglas im Auge, kommt aus dem Sprechzimmer:

„Was seh ich – ei?"

„Herr, von einem Ei kann hier nicht die Rede sein, halten Sie mich nicht auf, der Arzt – er harret mein, mit dem Spiegel und der Gasbeleuchtung." –

Damit mache ich mich los und eile hinein.

Doktor Ludwig zieht sein Gesicht in Sorgenfalten. Ich setze mich auf den Stuhl vor die Gaslampe, die Zunge wird mir mit Gewalt so weit herausgezogen, daß sie mir bis auf die untere Westentasche reicht. – In diesem Zustand wird mir ein auf einem Stangerl befindlicher runder Spiegel in den Hals hineingesteckt und ich muß „hähä – hehi – häha" sagen, tief atmen, so lange, bis sich ein Elendsgefühl einstellt, das durch die Mitteilung, daß die Luftröhre

tatsächlich entzündet ist, verschärft wird. Also kein Zweifel mehr. — Der Jammer ist besiegelt. —

All die Scherze, all die Ulke, zu denen man sich vor den Kameraden zwingt, ersterben auf den Lippen, man geht heim, und der Leidensweg beginnt.

Nun heißt es — absagen — warten — warten!

Höhenluft. — Nach Mariazell. — Abreise — Ankunft in Mariazell — ins wunderschöne Laufenstein-Hotel. Dort wird man verwöhnt, jeder Wunsch wird einem von den Augen gelesen. Der herrliche Schnee, die wunderbare Luft, die wonnige Gegend — und dennoch und trotzdem — — jeder Tag, der die ersehnte Genesung nicht bringt, ist ein trauriger — ein verlorener.

Des Morgens auf zum Sportplatz. — Man stapft im Schnee herum, sieht den vergnügten Menschen zu, wie sie rodeln und Ski fahren — alles das darf man ja nicht, man ist ja ein Sänger mit Luftröhre.

Die Damen in Hosen bieten zum Teil einen äußerst erfreulichen Anblick, anderenteils, wenn sie verbogene Beine mitleidslos preisgeben, einen weniger berauschenden.

Wie merkwürdig, daß sich die letzteren in der Majorität befinden.

Im Sonnenschein sitzt man auf der Terrasse, in Pelze und Decken gehüllt, wird von der Muse des Galgenhumors geküßt, und schreibt lange Gedichte an seine Freunde, deren verkrüppelte Versfüße man durch originelle Reimkunst ersetzt. Ein kleines kurzes Beispiel:

Lieber Leser nun erfohr es,
Eingehüllt bin ich in Zores.

Tiefbewegt ich nun bezeug es,
Mies ist mir vor meine Deiges.
Hosen trägt hier jede Mad,
Ich sitz da mit meinem Lad! –

Dann liest man wieder, hustet, schnupft irgend etwas auf, gurgelt, inhaliert und – wartet.

Zermürbend, hirnzerfressend ist dieses Warten.

Ein Tag um den anderen geht dahin, die Operndirektion telephoniert sich wund, ob man denn noch nicht soweit wäre – – –

Da, eines Nachts erwacht man, fühlt eine plötzliche Erleichterung, und mit dieser kommt sofort der Drang zum Singen. – Man versucht zu schmettern. Energisch klopft es an die Türe, es verlautet etwas von Rücksichtslosigkeit und Schlafenwollen.

Im Bette sitzend, kann man den Morgen nicht erwarten. Kaum graut dieser, stößt man ein hohes A heraus. Es klingt. –

Ein Stiefel fliegt mit Krachen an die Türe. – Nebenan will man sich beschweren. Der andere Nachbar, eine Dame – kreischt ein verzweifeltes: „Ruhe!!!“

Meine Frau, die sonst so gütige, ist auch gegen mich und behauptet, die Leute hätten recht!!

Nach ein paar Stunden merkt man leider, daß man sich getäuscht hat.

Aber nichts dauert ewig.

Nach einigen Tagen stellt sich doch die Gesundheit ein, man sitzt endlich auf der Bahn und fährt heim. Den Unterschied zwischen der Stimmung bei der Rückreise gegen die bei der Hinfahrt wünsche ich

dem lieben Leser Klavier spielen zu können. — Da wäre er ein Alfred Grünfeld, ein Paderewski! —

Die herrliche Gegend, die wundervoll kühne Bahn, die mitten in das Herz der wildesten, zerklüftetsten Steinwüste hineinfährt, wirkt jetzt ganz anders als damals.

Wenn dergleichen in der Schweiz ist, kommen die Leute von weit und breit und staunen über diese Pracht.

Man trällert, probiert, die verstimmten Lebensgeister rühren sich — und sowie man wieder auf der Bühne steht und singt, ist all der Jammer vorüber, man denkt nicht mehr an die Medizinen, Gurgelwässer, Nasensalben und Hustensäfte, denkt nicht mehr an die verbogenen Beine von Mariazell — nicht einmal an seinen Doktor! — Wie undankbar!

Aber er, der Gute, ist das gewöhnt, und kommt man einmal wieder mit denselben Sorgen zu ihm, so ist er wieder derselbe Fürsorgliche, wie das letzte — vorletzte — vorvorletzte Mal, wie vor zehn Jahren: „Nichts Heißes, nichts Scharfes, nichts Bröseliges!“ —

Erst, wenn man nicht mehr singt, wenn all' der Zauber vorüber ist, man sein Lebenswerk vollbracht hat — erst dann schwindet mit all' dem holden Glanz auch die Sorge vor dem Luftröhrenkatarrh.

Mein Ausflug ins Varieté

Artisten! Leichtes Volk am schweren Werke,
Kühn durch Gewohnheit und durch Übung hart,
In jedem Nerv Geschicklichkeit und Stärke,
In jedem Muskel Geistesgegenwart,
Und alles das zu flücht'gem Augenmerke
Der stumpfen Menge, die da kommt und starrt;
Geopfert morgen einer neuen Mode,
Doch heut wie gestern tändelnd mit dem Tode.

Für einen Glanz von wenig Augenblicken
Ein Leben von entsagungsvollem Fleiß,
Gedrillt, schon beim Erscheinen zu bestricken,
Nach Puppenart zu lächeln auf Geheiß.
Ja, leichtes Volk, schwer aber von Geschicken;
Woher es stammt, wohin es geht, wer weiß?
Nach kurzer Blüte rasch verwelkter Gaben
Verschollen, vor dem Grabe schon begraben.

Ludwig Fulda.

Eines Tages bekam ich von einem Agenten aus Berlin ein Telegramm, in dem mir der Vorschlag gemacht wurde, im Rahmen eines Varietéprogrammes, zwei Monate hindurch, täglich einige Lieder zu singen. Eine besonders würdige Aufmachung wurde garantiert, sowie strenges Rauchverbot vor meinem Auftreten, das auf acht Minuten festgesetzt war. Zudem wurde mir ein Honorar zugesichert, das mich veranlaßte, mir die Sache zumindest zu überlegen.

Zwei Städte, Leipzig und Dresden, waren in Aussicht genommen.

In schlaflosen, mit schweren Seelenkämpfen erfüllten Nächten wurde der Plan in Erwägung gezogen. Es war doch keine Kleinigkeit, in meiner künstlerischen Stellung, mich von allen Vorurteilen, die man gegen das Auftreten in einem Varieté hat, freizumachen. — Die Folgen, die so ein Ausflug in eine andre, ungewohnte Welt nach sich ziehen könnte, mußten wohl bedacht werden.

Angesichts der durch den Krieg geschaffenen kläglichen Wirtschaftslage in der ganzen Welt, mußten jedoch alle Bedenken schweigen — ich nahm an.

Ein Entrüstungssturm rauschte durch den Blätterwald deutscher Zunge. Was ich da alles an Mißfallen, Beifall, Tadel und Lob über meinen Entschluß zu hören bekam, kann ich nicht schildern.

Schwere Stunden hatte ich durchzumachen, doch meine Entscheidung war getroffen, der Vertrag unterschrieben — ich reiste nach Dresden — ins Varieté.

Schon an der Bahn knallten mir Riesenplakate entgegen, die in gigantischen Lettern das Ereignis der Saison, mein Gastspiel, den Passanten unter die Nase rieben.

Der Zauberer Okito, der Wunderdresseur Golemann mit seinen fabelhaften Dressuren von Hunden und Katzen, ein Elefant, der mit dem Schwanz die große Trommel schlug, und ich mitten drin, besonders fett gedruckt und eingerahmt, als Hauptattraktion.

Ich hatte ein eigenartiges Gefühl — bereute schon fast meinen Schritt, aber es gab kein Zurück.

— und ich mitten drin, besonders fett gedruckt und eingerahmt, als Hauptattraktion

Auf der ersten Orchesterprobe, die mein Pianist und getreuer Adlatus, Dr. Rudolf Götz, vorbereitet hatte, wurde ich beim Betreten der Bühne vor allem von einem penetranten Menageriegeruch irritiert.

Auf der Hinterbühne lagen die Utensilien der Akrobaten und musikalischen Clowns aufgeschichtet. — Ein Marionettentheater stand da und ein Korb mit ungefähr zehn Enten, die der Zauberer Okito zu seinen Produktionen benötigte. Diese gackerten derart laut um die Wette, daß ich um Entfernung dieser geräuschvollen Kollegen bitten mußte.

Alles war bereit, so, daß mir nichts mehr zu sagen übrig blieb, das Licht wurde ausprobiert, die Scheinwerfer festgestellt, die Szene genau bestimmt — es konnte beginnen.

Abends um halb zehn fuhr ich ins Theater, ziemlich erregt, denn es ist ja doch schließlich keine Kleinigkeit, einen ganz neuen fremden Boden zu betreten und in einem Rahmen zu wirken, wo jeder einzelne in seiner Art in acht bis zehn Minuten dem Publikum etwas sagen muß. Eine schwere Aufgabe. — Namentlich in der heutigen, überaus anspruchsvollen, übersättigten Zeit.

Es ist nicht leicht, in einem Ensemble von erstklassigen Varieténummern, die das Erstaunen und die Bewunderung der Zuschauer hervorrufen, seinen Mann zu stellen und als hochgewerteter Gast nicht zu enttäuschen. Um so mehr, als doch das Varietépublikum ganz anders empfindet, als das Opern- oder Konzertauditorium.

Dessen war ich mir voll bewußt und das Herz schlug mir bis zum Halse herauf, als ich da oben stand, von

einer unheimlichen Lichtfülle umstrahlt, die mir jede Möglichkeit zum Schauen nahm. Ich mußte mich krampfhaft in irgendeinen Konzertsaal von Wien, Berlin, London oder Newyork hineindenken, um ganz bei der Sache bleiben und alles geben zu können, was ich habe.

Der Versuch gelang und ich war ob dieses Gelingens freudigst erfüllt.

Als nach Beendigung meiner Vorträge, bei jedesmaligem Hervorrufen der im Varieté übliche Fanfarentusch den Applaus unterstützte, fühlte ich mich allerdings ob dieser ungewohnten Beifallsvergrößerung ein wenig chokiert und bat, diese Ovation in Zukunft wegzulassen.

Nach weiteren zwei Abenden war ich schon recht heimisch auf diesen schillernden Brettern und hatte Gelegenheit, meine Umgebung mit Muße zu beobachten und kennen zu lernen.

Alles interessierte mich sehr und schaffte mir Eindrücke, die ich nie vergessen werde und die mich die Artisten und ihre Art schätzen und lieben lehrten.

Einen Einblick zu tun in eine Welt, die uns meist verschlossen bleibt, die immer eine Ahnung von etwas Geheimnisvollem, Unbekanntem offen läßt, eine Welt, die uns Theaterleuten ganz und gar fremd ist, wurde für mich von ganz besonderem Reiz.

Schon die Art und Weise, wie sich solch ein Programm abwickelt, ist äußerst interessant und lehrreich.

Diese Ruhe, — diese Disziplin, in die sich jeder Einzelne ganz selbstverständlich fügt, diese fein-

fühlige Rücksichtnahme eines auf den andern ist einfach bewunderungswürdig.

Kein lautes Wort – jeder Artist bereitet seine Nummer vor, still und geräuschlos, um den vor ihm arbeitenden Kameraden nicht zu stören. – Ist seine Vorführung zu Ende, räumt er ebenso ruhig, auf seinen Programmnachfolger bedacht, die Requisiten wieder weg. –

Ohne Neid, ohne Mißgunst leben diese Menschen nebeneinander, eine große Familie, einer dem andern helfend, sich gegenseitig schätzend. – Jeder einzelne vertritt sich selbst, kennt keinen Konkurrenzneid, weil seine Kollegen ja ganz etwas anderes vorführen als er; und so kommt es nie zu Reibereien oder Unstimmigkeiten, wie sie auf dem Theater gang und gäbe sind.

Ich hatte auch Gelegenheit, die Artisten im Privatleben zu studieren. Wer da meint, einem leichtsinnigen, fröhlichen, gedankenlos in die Welt hineinlebenden Künstlervölkchen gegenüberzustehn, das ohne Sorgen nur von einem Tage zum andern denkt – irrt sich gewaltig.

Der Beruf eines Artisten ist ein unsagbar schwerer, arbeits- und entsagungsreicher.

Jeden Tag müssen sie dem Tod ins Auge sehen! – Welch eine unwahrscheinliche Summe von Fleiß, Geduld, Ausdauer, unglaublichem Mut und Todesverachtung gehört dazu, bis solch eine Nummer dem gedankenlosen Publikum vorgeführt werden kann, das das Schwierigste, Halsbrecherischste als selbstverständlich hinnimmt und ahnungslos zuschaut.

Auch in sittlicher Beziehung erlebte ich meine Überraschung.

Ich habe beim Theater selten so viel Keuschheit bei den Frauen beobachtet wie im Varieté. Wenn solch eine Akrobatentruppe auftritt, stehen die Frauen in einen Bademantel gehüllt da und warten auf ihren Auftritt. Erst wenn das Zeichen zum Beginn ihrer Nummer gegeben wird, legen sie den Mantel ab und erscheinen im Trikot auf der Bühne. —

Das Familienleben der Artisten ist einfach vorbildlich und die Gesinnung dieser Menschen prachtvoll.

Ich habe mich in den zwei Monaten unter den Varietékünstlern so unsagbar wohlgefühlt, wie nie beim Theater und ich freue mich von Herzen, daß es mir vergönnt war, in diese Welt hineinsehen zu dürfen.

Harmlose, gutmütige Menschen lernte ich kennen, die sich in ihrem gefährlichen und schweren Dasein ein so großes Quantum von Hochanständigkeit bewahren, wie man es äußerst selten findet.

Die Zeit beim Varieté wird mir immer eine schöne, herzerfrischende Erinnerung bleiben.

Ein reizendes Erlebnis hatte ich in Dresden.

Wir hatten, wie immer, unser winzig kleines Malteserhündchen bei uns, das schneeweiß ist und wie ein reizender Muff aussieht.

Dieses Hündchen heißt „Puppi", ist überall das Entzücken des Hotelpersonals und wird wegen seines besonders innigen Blickes und seiner bezaubernden Zärtlichkeit sehr geliebt.

Im Varietéprogramm trat auch der berühmte Dresseur Golemann mit seinen Hunden und Katzen auf.

Unter andern besaß er einen großen weißen Seiden-

pintscher, der als Ballerina gekleidet umhertänzelte und die drolligsten Kapriolen aufführte.

Eines Tages bat mich das Hotelstubenmädchen um zwei Plätze ins Theater, für sich und für ihren Schatz, den Friederich.

Am nächsten Morgen wollte ich wissen, welchen Eindruck ich auf das Mädchen gemacht hatte und fragte, wie es ihr gefallen habe.

„Wundervoll!" — sagte sie — „nee, ach und die Bubbi — na, die war doch großartch — mein Gott, Herr Gammersänger, wie machen Se das man bloß? — Wie bringen Sie doch dem gleinen Viech diese Gunststikel bei? — Nee, da guckt mr bloß — wie so was meeglich is! — Mein Friederich war ooch ganz perplex!"

Ich ließ sie längere Zeit weiter schwärmen — sie hielt den zehnmal so großen Seidenpinscher für meine Puppi und mich, den blonden Sänger, für den kohlschwarzen Hundedresseur Golemann.

Endlich fragte ich schüchtern, wie ihnen der Sänger gefallen habe, der so fett im Programm gedruckt stand?

„Ach" — sagte sie — „da hab ich nicht recht hingehört, der war wohl ein bißchen dämlich. — Friederichen is er ooch auf die Nerven gefallen."

Leider machte ich in den letzten Tagen meines Leipziger Aufenthaltes die Bekanntschaft eines Berliner Revuetheaterdirektors, der mich überredete, einen Vertrag mit ihm abzuschließen, durch den ich auf drei Monate für eine Revue verpflichtet wurde. — Mit Widerstreben nahm ich an, — als ob ich das Unheil vorhergeahnt hätte, das meiner harrte.

Wenn man mir früher gesagt hätte, daß es über-

haupt eine Erscheinung wie diesen Herrn gibt, so hätte ich die Schilderung für maßlos übertrieben und unwahrscheinlich gehalten.

Er war noch genialer als sein Ruf.

Vor allem hatte er eine ganz eigenartige Auffassung von einem abgeschlossenen, mit seiner Unterschrift versehenen Vertrag.

Als ich in Berlin die erste Litfaßsäule zu Gesicht bekam, prangte mein Name neben zweihundertfünfzig Mitwirkenden.

Bezüglich dieser zweihundertfünfzig Mitwirkenden möchte ich konstatieren, daß der sympathische Bühnenleiter viel Glück im Zählen hatte, daß er ein gottbegnadeter Addierer war. —

Ich las, daß ich in der größten und gewaltigsten Revue aller Zeiten und aller Länder mitwirken dürfe, las auch eine dringende Warnung an das Publikum, sich ja vor anderen Machwerken, die auch wagten, sich Revue zu nennen, in acht zu nehmen und sich von ihnen fern zu halten.

Alles dies in roten Buchstaben! —

Allgemein wurde behauptet, daß diese Buchstaben früher schwarz gewesen wären, sie seien jedoch, angesichts der vornehmen und taktvollen Art, mit welcher sie zu dieser Reklame verwendet wurden, schamrot geworden.

Einige Tage nach der Premiere begannen die Abendhonorare immer spärlicher und in größeren Intervallen zu fließen — trotz der ausverkauften Häuser.

Der Kassierer leistete im Erfinden von Ausreden und Vertröstungen Ungewöhnliches.

Nachdem aber diese Honorare der eigentliche Zweck

der Übung waren und ich mich nicht mit dem Bewußtsein zufrieden geben konnte, an der Seite von zweihundertfünfzig Mitwirkenden in der größten und gewaltigsten Revue aller Zeiten und Länder mitwirken zu dürfen — — — gewann ich den Prozeß, da man für die Wotanallüren des wunderbaren Direktors bei Gericht kein Verständnis hatte.

Das war wohl das böseste Abenteuer, welches ich in meinem Berufe je erleben mußte.

Den Namen dieses Mannes will ich aus meinem Erinnern löschen.

— — Während meines unseligen Revuewirkens sehnte ich mich mit unsagbarer Gewalt nach einem Reinigungsbad in meinem hehren Berufe.

Ich sollte in der Philharmonie bei einer Matinée Schubertlieder singen. Endlich wieder geweihten Boden betreten dürfen, Boden, auf dem ich so oft glückliche Stunden reinster künstlerischer Befriedigung erleben durfte.

Endlich wieder daheim sein dürfen — dort — wo ich hingehöre. Beglückt fuhr ich in die Philharmonie — erfüllt von Schubert und Johannes Brahms.

Ich betrete das Künstlerzimmer — meine Pupillen erweitern sich — die Augen treten mir aus den Höhlen — wer steht da? Ein richtiggehender Siouxindianer in vollem Kriegsschmuck, Riesenfedern auf dem Kopfe, Muscheln um den Hals, Speer und Tomahawk in den Händen und wenn ich nicht irre, einen Ring in der Nase.

Ich glaubte, mich im Lokal geirrt zu haben. —

Von den andern Mitwirkenden hatte ich keine

Ahnung, hörte nur, daß Mitglieder der Staatsoper und ein Geiger darunter seien.

Was will dieser Sohn der Wildnis in der Philharmonie?

Was will er? — Ich nahm das Programm und las entsetzt: „Chiefoscaman — Häuptling der Yakoma-Indianer, genannt der unbetamte Lämmergeier, in seinen heimatlichen Tänzen und Gesängen."

Großer Gott, er wird tanzen — er wird Krieg tanzen, mit dem Tomahawk, wird den Speer schwingen und dazu Präriestieglitze nachahmen.

Wird unartikulierte Schreie ausstoßen und womöglich — wenn er sich, Gott behüte, zu sehr in seine Heimat hineindenkt — am Ende gar den Klavierspieler skalpieren. — — Entsetzlich!

Mir wurde kupferrot vor den Augen. — Wenn dieser unbetamte Lämmergeier vor mir auftritt, pfeifen mir die Leute auf meine Schubert- und Brahmslieder. — Meine weihevolle Stimmung war zum Teufel.

Glücklicherweise trat ich vor dem Federnhäuptling auf und das war gut, denn nachher war das Publikum derart ethnologisch angeregt, daß ich mich mit meinen Liedern hätte ausstopfen lassen können.

Ein Verhängnis! — Überallhin verfolgte mich das Exotische, das Ungewohnte!

Doch alles im Leben geht einmal zu Ende, auch dieser böse Revuetraum war eines Tages ausgeträumt, und als ich wieder, begleitet von den herrlichen Orchesterklängen unserer Wiener Philharmoniker, auf den heiligen Brettern unserer Oper stand, hatte ich die widerwärtigste Episode meines ganzen Lebens vergessen. —

„— also wie stellen Sie sich zu Johann Sebastian Bach und welche Pläne haben Sie für die nächsten fünf Jahre?“ —

Interview

Ein Interview ist meistens eine sehr unangenehme Angelegenheit, weil man sich fast immer halbtot ärgert, wenn man am nächsten Morgen alles liest, was man gesagt haben soll. Oft stehen einem über seine „Aussprüche“ die Haare zu Berge.

Ich habe die Sache allmählich satt bekommen und mich endgültig entschlossen, jedem Interviewer ein bereits fertiggestelltes Manuskript in die Hand zu drücken, das er nur in der Redaktion abzugeben braucht. Darin steht alles Wissenswerte und es entspricht den Tatsachen. Auf diese Art haben alle Streitfälle, Mißverständnisse und gerichtlichen Folgen aufgehört zu existieren.

Selbstverständlich muß solch ein Interview stets dem Lande angepaßt sein, in dem man sich gerade aufhält, und darf nicht immer denselben Wortlaut haben, sonst merken die Leute, daß ihnen Fabrikware geliefert wird.

Von mir verlangen die Ausfrager hauptsächlich — Humor!

Ich habe oft meinen ganzen Schatz an frohen Erlebnissen ausgebreitet, der Interviewer hat sich schief gelacht und am nächsten Morgen in seiner Wiedergabe alle Pointen verdorben und die Kinder meiner Laune dahingemordet.

Die meisten Kollegen sprechen sehr ernst und getragen über die Pläne und Engagementsanträge, die

sie nicht haben, über sensationelle Erfolge und beispiellose Anerkennungen ihrer Leistungen.

Das hat keinen Wert, das interessiert keinen Menschen.

Das Aufzählen gigantischer Erfolge hat ja doch nur den Zweck, die Kollegen zu ärgern, und gewöhnlich mißlingt auch dieses, weil die Mehrzahl weiß, daß der Quatsch nicht wahr ist.

Wichtig bei einem Interview ist: Milieu — Aufmachung — Privates!

Über Kunst zu reden soll man tunlichst vermeiden, weil man sich damit bestimmt blamiert.

Auch über die Technik des Gesanges darf man nicht allzuviel sagen, weil einem hundert Fachleute mit Argumenten entgegnen können, durch die man im Nu den Nimbus eines Belcantonisten verlieren kann.

Über die Auffassung seiner Rollen kann man eventuell sprechen, aber nur in einer Weise, in der sich kein Mensch auskennt. Der Leser muß glauben, einem Gelehrten gegenüber zu stehn, dessen Gedankenflug er nicht zu folgen vermag. Das macht sich großartig und man bekommt dadurch die Aureole eines denkenden Künstlers.

Ich will nun eine Probe solch eines Selbstinterviews folgen lassen, das ich meinen Kameraden als Muster empfehle.

Bei Leo Slezak.

Ich kam zu dem Künstler, um diesen zu interviewen, seine Pläne zu erfahren und ihn um diese oder jene künstlerische Meinung zu befragen. —

Doch dieses Plauderstündchen gestaltete sich

äußerst schwierig, da ein Scherz den andern ablöste und der Sänger ununterbrochen nicht zur Sache sprach, bis ich ihn endlich unterbrach: „Ja, aber Herr Kammersänger – wie stellen Sie sich zu Johann Sebastian Bach und welche Pläne haben Sie für die nächsten fünf Jahre?“ – – –

Leider stellte sich heraus, daß Slezak der Ansicht ist, die Beantwortung dieser Fragen würde keinen Menschen interessieren, jedes Interview sei von vornherein zum Erbrechen und der Ausgefragte käme dabei immer schlecht weg.

Er gab mir folgenden Rat: „Sagen Sie Ihren Lesern, daß Sie den wundervollen Künstler in seinem im Palasthotel befindlichen mit diskretem Geschmack ausgestatteten Interimsheim besuchten, daß er Ihnen elastischen Schrittes und mit herzgewinnendem Lächeln auf den, von einem rotblonden Schnurrbärtchen beschatteten Lippen entgegenkam, kraftvoll seine biedere Rechte in die Ihre legte und diese sanft drückte, was Sie zum Ausstoßen eines unartikulierten Schreies bewog.

Sonor lachend, so daß man eine Reihe blitzender Perlenzähne zu beobachten Gelegenheit hatte, versicherte der herkulische Künstler, daß er beglückt sei, Sie zu begrüßen.

Sagen Sie, daß ich am siebenten November im Blüthnersaale einen Liederabend habe und der bestimmten Hoffnung Ausdruck gebe, von den zwölfhundert Sitzen wenigstens einige besetzt zu sehen, weil es ein äußerst blamables Gefühl auslöst, leeren Stuhlreihen etwas vorzusingen, wie dies jetzt in fast allen Konzerten der Fall ist.

Reden Sie Ihren Lesern ein, daß dieser Abend einen Markstein in der Geschichte der Konzerte bedeutet. – Sie brauchen ja keine Gründe anzugeben. Auf Marksteine fallen die meisten herein. –

Daß ich fabelhaft bin, können Sie bescheiden einflechten, vielleicht glaubt man es Ihnen.

Sie können betonen, daß Sie mich in strahlender Schönheit, erfüllt von pathologischem Frohsinn gefunden haben und das Glücksgefühl über die herrlichen Zeiten, in denen wir jetzt leben, nicht in mir ertöten konnten.

Die Menschen werden mich für blödsinnig halten, neugierig sein, wie so ein Trottel singt, und ins Konzert strömen. – Unaufhaltsam!

Sagen Sie, daß ich Sie bat, in den schwellenden Kissen eines behaglichen Lehnstuhles Platz zu nehmen und Ihnen eine duftende Zigarre von Gebrüder Borchhardt anbot. –

Sollte Ihnen Borchhardt eine Kiste senden, betrachte ich mich an dieser mit 50 Prozent beteiligt.

Um ein bißchen Poesie hineinzubringen, schildern Sie ein Idyll. – Wie ein entzückender, hellgelb gefiederter Harzer Kanari – (verhüten Sie, daß der Setzer „Harzer Käse" draus macht) – daß also dieser Harzer Kanaria seine jubilierenden Rouladen in den gemütlichen Raum schmetterte und ich ihn scherzhaft meinen gefährlichsten Konkurrenten nannte.

„Gott – wie lieb!" werden die Leute sagen.

Auch über die beiden Malteserhündchen können Sie etwas fallen lassen. Vielleicht schreiben Sie, daß ich beim Plaudern zärtlich ihr weiches Fell

streichelte und einen dankbaren Blick aus den klugen Augen der Tierchen erntete.

Das Ernten dankbarer Blicke aus klugen Hundeaugen schafft immer eine gewisse gewinnende Stimmung. Schon bei der Marlitt liebkosen sie bei den Liebeserklärungen die glänzenden Felle von Neufundländerhunden und ernten dankbare Blicke. —

Großer Gott, wird das ein Quatsch! — Wenn Sie, lieber Herr Doktor, nur nicht Ihre Stellung bei Ihrem Blatte verlieren, ich habe solche Angst.

Nageln Sie bei dieser Gelegenheit die Gehässigkeit und den neidgeblähten Sarkasmus meiner Kollegen an. —

Als ich im Herbste 1918 vom König Ludwig von Bayern zum bayrischen Kammersänger ernannt wurde, kam zehn Tage später der Umsturz. —

Damals behaupteten die Lieblosen, der König habe abdanken müssen, weil er mich zum Kammersänger ernannt hatte.

Ich muß gestehn, mir fehlt jedes Verständnis für derartige maßlose Übertreibungen.

Über meine Zukunftspläne befragt, erzählen Sie, daß der von sämtlichen Musen nicht nur geküßte, sondern förmlich abgeknutschte Künstler nach seinem Konzerte die Stadt wieder verläßt, um andere Orte zu faszinieren.

Im Vorjahre sang er in Temesvar und hat derart gezündet, daß in der Nacht das Theater abgebrannt ist. Nun kann er nie wieder dort gastieren, weil die Leute um ihr neuerbautes Theater in Sorge sind. — Trösten und beruhigen Sie die Einwohner und sagen Sie, im Frühjahr käme ich wieder, um die

Glücklichen als Tannhäuser, Othello und Eleazar zu erheitern. —

Gratulieren Sie den Eingeborenen hierzu!

So, lieber Herr Doktor, nun wollen wir aber Schluß machen, denn schließlich und endlich bin ich ja auf die Sympathien des Publikums angewiesen und will mir diese durch allzu breitgetretenes, geistreiches Geplauder nicht zerstören. —

Außerdem ist es ja nicht notwendig, daß Ihre geschätzte Zeitung die Hälfte ihrer Abonnenten verliert.

Schließen Sie nun folgendermaßen:

Ich zog mir meinen mit Zobelkanin gefütterten Pelz an — (damit sagen Sie gleichzeitig, daß Sie einen Zobelpelz haben — das Kanin können Sie ja weglassen —) — verabschiedete mich von dem kühnen Sänger und war froh, als ich wieder auf der Straße war!

Walter mein Sohn — der sonnige Knabe

INTIMES

Meine Empfindungen als Schwiegervater

Du machst dir, geliebter Leser, keine Vorstellung, welch ein katastrophales Empfinden es auslöst, wenn eines Tages ein wildfremder Mensch, von dessen Existenz du acht Tage vorher noch keine Ahnung hattest, dich plötzlich um Gehör und einige Minuten später um die Hand deiner einzigen Tochter bittet.

In einer Viertelstunde nennt man dich Schwiegervater, nimmt dir deinen Sonnenschein einfach weg und du mußt ruhig, womöglich beglückt zusehen, wie ein fremder Herr sich in dein Fleisch und Blut einhängt und ihr die empörendsten Zärtlichkeiten sagt.

Traulicher Leser! Es wird dich vielleicht mit galligem Befremden erfüllen, daß ich dich duze... Wolle das nicht etwa als plumpe Vertraulichkeit auffassen, sondern als eine dichterische Form, die meinem Mitteilungsbedürfnis eine gewisse ermutigende Basis gibt.

Wenn ich mit jemandem per Du bin, so rede ich mich leichter und das, was ich jetzt zu sagen habe, bedarf dieses Narkotikums.

Also: eine solche Null, wie jetzt, war ich noch nie in meinem Leben.

Du hast wohl, aus so manchem meiner Appelle an die Öffentlichkeit, ersehen, welche Rolle ich eigentlich in meinem Familienkreise spiele.

Unter uns, o Leser — eine klägliche.

Aber so etwas von Nichtvorhandensein, so etwas

von Luft war ich noch nie wie in der Brautzeit meines Kindes.

Erstens einmal werde ich durch die neue Würde des Schwiegervaters künstlich alt gemacht.

Was nützt es jetzt, daß ich mich seit einem Dezennium um einige Jahre jünger mache. Die ganze Verjüngungsmethode geht in dem Augenblick in die Brüche, in dem ein erwachsener Mensch Gefallen an deinem Mädel findet und sie heiraten will.

Was?... Der hat schon eine so große Tochter?... Der sagt doch, er ist erst...

Also, das ist eine sehr unangenehme Sache.

Wenn mich als Lohengrin der Schwan ans Land zieht, braucht nur jemand von der Galerie zu rufen: „Heil dem Schwiegervater!“ und ich bin erledigt.

So gottgesandt kann ich gar nicht tun, daß ich mir dieses Omen wegsinge.

Aber ganz abstrahiert davon, daß ich plötzlich über Nacht nicht mehr jung sein soll, wie komme ich dazu, etwas so Liebes hergeben zu müssen, das ich neunzehn Jahre lang gehegt und gepflegt, von dem ich jeden Atemzug zitternd bewacht und jeden Seufzer mit Entsetzen belauscht habe.

Wie komme ich dazu, daß ich auf einmal der Niemand sein soll, einfach nicht mehr existiere, und mich mit der stereotypen Redensart „das ist der Lauf der Welt“ begnügen muß?

Aber, auch das beiseite, mein lesender Freund. — Denke dich in die Lage eines Menschen, der gewöhnt ist, Frau und Kind um sich zu haben, und der nun Tag um Tag, mutterseelenallein, ohne jede Ansprache dasitzt und mit keinem Menschen reden kann...

Brautzeit! — Hochzeitsvorbereitungen! — Ausstattungssorgen! — Damit soll ich mich zufrieden geben.

Ich sehe meine Familie nur noch zu Mittag bei Tisch.

Das Essen wird mit den größten Verspätungen und infolgedessen in recht reduzierter Qualität aufgetragen.

Mit den Federhüten auf dem Haupte schlingt der traute Familienkreis die unerschwinglichen Lebensmittel in sich hinein, und die Gespräche, die das Mahl würzen, sind ganz eigenartig.

Man fragt mich zum Beispiel, wie ich es fände, wenn man eine rosa Schleife rechts von dem Gazetuff anbrächte, und ob ich meine, daß der Volant mehr herunterhängen oder gerafft werden solle.

Meine Eröffnung, daß ich darüber noch nicht nachgedacht hätte und mir von Herzen wünsche, keine anderen Sorgen zu haben, löste einige Entrüstungsschreie aus. Man fand, daß ich bezüglich des Lebensglücks meiner einzigen Tochter eine ganz merkwürdige Interesselosigkeit an den Tag lege. — Man nannte mich einen Rabenvater. —

Leser, bedenke dieses!

In den Zeiten, wo mein Schwiegersohn seine Braut besuchen kam, ging es mir besser. — Man konnte mich vor ihm nicht so schlecht behandeln, damit er sein Schicksal nicht zu kraß vor Augen sähe und die Partie nicht etwa zurückgehen könnte, was katastrophal angemutet hätte, weil schon sehr viele Spesen auf der Sache lasteten.

Aber war er n i c h t da, ging es mir wieder miserabel.

Meine Obliegenheiten waren strenge geregelt. Alles, was eine ganz besondere Intelligenz und Geistesschärfe erforderte, mußte ich besorgen.

Erstens einmal hatte ich sechshundert Trauungsanzeigenadressen zu schreiben, und als ich fertig war, diese zu frankieren.

Mitfühlender Leser, betrachte es als ein Zeichen von geradezu märchenhafter Geistesveranlagung, daß ich nicht in einer Gummizelle sitze. —

Ferner mußte ich alle Kirchen abklappern, um zu konstatieren, wo man am nettesten heiraten könne, ohne schlotternd vor Kälte vor dem Altare zu stehen, so daß dem Bräutigam das „Ja" im Halse erfriert.

Jeder Vorschlag, den ich machte, wurde als vollständig indiskutabel verworfen.

Die Minoritenkirche ist heizbar — mit Gas — großartig. Da stellte sich heraus, daß einhundertvierundsiebzig Orgelpfeifen fehlen. Ein Aufschrei der Empörung gellte mir entgegen — als ob ich die Pfeifen gestohlen hätte.

Alle Messner Wiens lernte ich persönlich kennen. Manche waren recht strenge mit mir. Als ich in einer Kirche die Bemerkung machte, daß es da bitter kalt wäre, meinte der Schammes, ich möge im Hochsommer heiraten, da wäre es wärmer.

Das fehlte mir noch. — Bis zum Hochsommer so weiterleben — ausgeschlossen! — —

Auch hatte ich die Wagen zu bestellen. Als ich vor dem ehemaligen Kaiserlichen Oberstallmeisteramte ein Schild las: „Bundesfuhrwerksunternehmung", drehte sich mir der Magen um.

— Was, der hat schon eine so große Tochter? —
Er sagt doch, er ist erst — — —

Ich kam heim und erzählte, daß ich zur Hochzeit zehn Lippizaner bekomme. Meine Schwiegermama meinte – ein Ziegel Roquefort genüge vollkommen. – Ist das nicht fürchterlich?

Ich klärte sie auf, daß Lippizaner edle Pferde sind, die unser Kind zum Traualtar bringen sollen, und kein Käse.

Das kommt mir so vor, wie die Frage eines Kollegen, der mich für besonders geistesumnachtet hielt, ob der Romanschriftsteller Emile Zola mit dem Gorgonzola verwandt gewesen sei.

Ich drehte ihm empört den Rücken. –

Verzeihe mir, kopfschüttelnder Leser, diese kleine Abweichung vom Hauptthema, ich weiß, sie gehört nicht hierher, aber mein Gott, wenn man so ins Erzählen kommt...

Alles war so gut wie möglich vorbereitet – der Tag der Hochzeit rückte immer näher – endlich war er da.

Eine Vereinigung von Wagentürl-Aufmachern belästigte die Hochzeitsgäste, und da diese auf jene ebenso herrliche wie sympathische Wiener Spezialität nicht eingerichtet waren, standen sie der ziemlich hartnäckigen Erscheinung ein wenig ratlos gegenüber.

Die Wagentürl-Aufmacher stritten mit jedem einzelnen in herzgewinnender Weise herum, und im Laufe des festlichen Tages erschien ein Mann nach dem anderen und behauptete, er habe die Wagentürln aufgemacht.

Fünf Wagen hatten wir, und sechzehn Wagentürl-Aufmacher.

Eine feine Hochzeit! –

Auch berührte es mich sehr angenehm, daß sich, just in dem Augenblick, wo ich, sofort nach erfolgreicher Trauung, meine Tochter in der Sakristei als junge Frau begrüßen wollte, ein Funktionär der betreffenden Kirche zwischen mich und mein Kind stellte und mir die Rechnung unter die Nase hielt. —

Ein äußerst taktvoll gewählter Zeitpunkt! —

Die Hochzeitsfeier verlief sehr animiert. Elf Weiber waren in der Küche und vier gemietete Diener servierten. Alle waren sie, als es zum Essen ging, schon etwas angeheitert und scherzten in jovialster Form mit den Hochzeitsgästen.

Reden wurden gehalten, und während der Humor in seine Rechte trat, blieb mir jeder Bissen im Halse stecken.

Als es dann ans Abschiednehmen ging und mein Kind das Elternhaus verließ, saß ich ganz zerschlagen da und es krampfte mir das Herz zusammen.

Mein Schwiegersohn klopfte mir auf die Schulter und sagte leutselig: „Ach, sei doch vergnügt, Vater — ich bins doch auch!“ — —

Nun ist alles vorüber, — meine geliebte Tochter fort.

Das ist der Lauf der Welt — das Los der Eltern.

NACHTRAG

Daß dieser Nachtrag kommen wird, habe ich erhofft und ersehnt.

Meine Frau ist Großmutter geworden. —

Die Zeitungen haben natürlich in krasser Lieblosigkeit weithin knallende Aufschriften gesetzt:

„Slezak — Großvater!".

Ich meine, es hätte dasselbe gesagt, wenn es in etwas kleinerem, ebenso freudigem Druck geheißen hätte: „Slezaks Tochter — Mutter geworden." —

Es herrschen nämlich in der Allgemeinheit ganz unrichtige Ansichten über die Großväter.

Ich habe mein bisheriges Vorurteil über die Großväter gründlich revidiert und als irrig erkannt.

Es gibt junge und ganz junge Großväter. — Zu den Letzteren gehöre ich. Ich möchte daher der dringendsten Warnung Raum geben, mich nicht als einen gebrechlichen Kracher hinzustellen. — —

Mein Enkelkind ist weiblichen Geschlechtes und ein Wunderkind, wie dies bei dem Atavismus großväterlicherseits nicht anders möglich ist.

Sie heißt Helga Elisabeth Julia. —

Bei Telegrammen genügt, aus Gebührenersparnisrücksichten, als Adresse: An die liebe kleine entzückende Helga. —

Es wird oft als Fehler empfunden, daß ein Kind als Mädchen zur Welt kommt. Dies ist falsch, und ich möchte dagegen auf das energischste protestieren. —

Wenn ich bedenke, welche Summe von Gift und Galle mich mein Sohn, der sonnige Knabe, hinunterfressen ließ, so erscheint mir ein Mädchen als Haupt-

treffer. – Ich habe mir daher von vornherein jede sauersüße oder gar mitleidige Gratulation verbeten.

Ob das Mädchen schön ist oder nicht, kann ich nicht beurteilen, weil sie noch allzu jung war, als ich sie verließ. – Auch die Ähnlichkeit war noch nicht eruierbar, obzwar sich viele Schmeichler und Liebediener fanden, die behaupteten, das Kind sähe mir ähnlich.

Sollte dies wirklich der Fall sein, dann wird es schön.

Über die stimmlichen Fähigkeiten dieses Kindeskindes kann ich noch kein abschließendes Urteil fällen.

Vorläufig ist der Ansatz noch jeder Richtigkeit entratend, das Organ sitzt nicht genügend vorne und der Ton federt nicht auf der Atemsäule. Außerdem hat sie vom Stützen des Tones und der Benützung des Atems als Ausdrucksmittel noch keine Ahnung. Sie preßt, tremoliert und knödelt.

Aber bei der enormen Jugendlichkeit wäre das Ausschalten jeder Hoffnung oder gar ein Verzweifeln noch nicht am Platze. –

Meine Familie äußert ihre Animosität gegen mich dadurch, daß sie mich, besonders in reizender Damengesellschaft, ostentativ und heuchlerisch respektvoll „Großväterchen" nennt.

Das einzig Betrübliche bei dieser Familienangelegenheit. –

Ich gebe nun zum Schluß noch der Hoffnung Ausdruck, der Druck dieses Buches möge nicht so lange hinausgeschoben werden, daß ich einen weiteren Nachtrag anhängen müßte mit der sensationellen Nachricht, daß ich – Urgroßvater – geworden bin. –

Das wäre mir peinlich.

— *aus Gebührenersparungsrücksichten:*
Die liebe, kleine, entzückende Helga!

ZWEITER NACHTRAG

Urgroßvater bin ich noch nicht geworden – aber es sind weitere drei Jahre ins Land gegangen – und ich möchte nur noch mitteilen, daß die kleine Helga sich entzückend entwickelt hat – mir ähnlich sieht und ein ganz modernes Kind geworden ist. Das heißt, sie kann nicht einen Satz sagen, ohne dabei Charleston zu tanzen.

Nur einen Fehler hat sie – sie nennt mich mit weithinschallender Stimme – „Opa!"

Ich habe sie diesbezüglich des öfteren ersucht, mich – „Onki" zu heißen, bekam aber immer zur Antwort: „Aber du bist doch mein Opa!"

Wenn sie ihre weichen, warmen Ärmchen um meinen Hals legt und mir ins Ohr flüstert: „Opa – ich hab dich lieb!" kann sie mir meinetwegen auch „Opa" sagen.

Das Briefmarkensammeln

Auch ich gehörte einst zu denen, die einen Markensammler bedauernd als geistig nicht ganz normal ansahen und, sich an den Kopf greifend, fragten, wie man nur imstande sein könne, Stunden und Stunden mit seinen Briefmarken zu verbringen, nach Zähnungen, Wasserzeichen zu suchen und die ganze Umwelt zu vergessen.

Als aber mich selber der Zauber, ja ich möchte fast sagen der Dämon mit Vehemenz packte, begriff ich diese leidenschaftliche Hingabe und verdanke seitdem meinen lieben Marken unsagbar viel glückliche Stunden der Zerstreuung und Ablenkung von allen Sorgen und Berufsplackereien.

Wenn ich eine große, anstrengende Rolle gesungen habe, so recht abgespannt heimkomme, mich dann zu meinen Marken setze, werde ich wieder ganz frisch und fröhlich, vergesse Zeit und Ort. Und wenn mein, mir von Gott zugeteiltes Ehgemahl, wie die Ahnfrau im Nachtgewande, mich fragen kommt, ob ich denn gar nicht die Absicht habe, schlafen zu gehen, zeigt oft der Zeiger auf drei Uhr früh.

Das Hauptvergnügen ist das Spezialsammeln.

Ich habe mir Deutschland und Österreich dazu erwählt und freue mich über die geringsten Abarten, die ich mir aus einem Wust von unscheinbarem Plunder heraussuche.

Freilich, für die Umgebung ist der Markensammler

nicht sehr erbaulich, namentlich nicht, wenn er, wie ich, den ganzen Sommer in einem Raume unter dem Dache seines Bauernhäuschens verbringt und sich den blauen Teufel darum kümmert, ob die Sonne scheint oder ob es in Strömen gießt.

Die Briefmarke ist ein Freund, der keinen Nebenbuhler duldet. Sie fordert, daß man sich ihr voll und ganz ergibt. Jede Frage, jedes Gespräch mit jemand anderem ist ihr lästig, und sie rächt sich sofort, indem sie einen unruhig, zerfahren und unzufrieden macht.

Der richtige Sammler muß in seinen Marken ganz und gar aufgehen. Er muß ein unerhörtes Maß von Ordnungssinn, Geduld und Genauigkeit mitbringen, wenn seine Sammlung so aussehen soll, daß sie auch auf einen anderen Sammler Eindruck macht.

Eine schiefgeklebte Marke kann mich zur Verzweiflung bringen. Fingerabdrücke und Gulaschsaftflecke im Album machen mich rasend.

„Nur immer recht geben — nicht widersprechen — sein Zustand wird sich in Bälde bessern" — Das sind so die Redensarten, die meine Freunde führen, wenn sie mich bei meinen Briefmarken antreffen.

Sie wollen damit sagen, daß ich blödsinnig geworden bin und man einen Idioten nicht reizen soll. Aber ich lache mir ins Fäustchen, ich bin ja doch der Gescheitere. —

Diese kleinen Dingerchen geben so viel und verlangen so wenig — — nichts als ein klein wenig Gegenliebe, die ich ihnen geben und nehmen kann, wann es mir gefällt.

Es gibt in der heutigen Zeit, in der die Briefmarke

ein Wertobjekt geworden ist, gar viele Sammler mit Gänsefüßchen. —

Die kaufen sich von Marken, die voraussichtlich im Werte steigen werden, mehrere hundert Bogen und legen sie hin, als Kapitalsanlage!

Das sind keine Sammler, das sind Spekulanten — Kriegsgewinnler.

Ich habe meine Sammlung noch nie nach ihrem Geldwert eingeschätzt. Jede einzelne Marke ist mir lieb, jede ist von mir sorgfältig gewaschen, geprüft, eingeteilt und eingeklebt, und ist mir ein kleiner Freund geworden. —

Das ist die echte, rechte Sammlerfreude, wenn sich Blatt für Blatt füllt, wenn man seine Sammlung wachsen sieht, und immer wieder ein schöneres Exemplar sucht, um damit ein schlechteres zu ersetzen. —

Die Wonne geht nie aus, die Feste nehmen kein Ende. —

Wenn ich von Versteigerungen alter, großer Sammlungen lese, krampft sich mir das Herz zusammen bei dem Gedanken, mit welcher Liebe, mit welcher Freude jede einzelne Marke gehegt und gepflegt wurde. — Nun greifen fremde, gewinnsüchtige Hände danach, um so viel Vorteil als möglich aus zahllosen Stunden reinster Sammlerfreude zu schlagen.

Wie wird es wohl meinen Marken gehen, wenn einst all das Schöne vorbei sein wird?

Meine Kinder werden sie sicher in Ehren halten — und wenn nicht — so tut es mir nicht mehr weh — ich weiß ja nichts davon.

Wie man uns Briefmarkensammler in puncto geistiger Veranlagung einschätzt und wie gegen unsere Sammlerbegeisterung gesündigt wird, davon erzählt nachfolgendes, wirklich erlebtes Geschichtchen, das ich ohne jede Übertreibung hier wiedergebe.

Ich habe in meinem arbeitsreichen Leben schon vieles an heiteren Episoden und ärgerlichen Zwischenfällen erlebt. Aber ein geradezu strahlendes Übermaß von Unverschämtheit lernte ich in Leipzig kennen.

Ich gastierte daselbst, wohnte im Hotel Astoria und wurde zum Telephon gerufen.

„Hallo — hier Direktor Pinkus — ich bitte den Herrn Kammersänger zum Telephon!" —

„Ich bin selbst am Apparat." —

„Verehrter Herr Kammersänger, ich lese soeben mit großem Interesse in einem Interview mit Ihnen, daß Sie leidenschaftlicher Briefmarkensammler sind. Ich will Ihnen eine kleine Freude vermitteln. — Ich besitze eine Sammlung, wie wohl selten eine ähnliche wiederzufinden ist, und lade Sie ein, sich diese Sammlung anzusehen. Ich schicke voraus, daß ich kein Händler bin, und keinerlei Absicht habe, etwas abzugeben, mich beseelt nur der Wunsch, Ihnen etwas Schönes zu zeigen. Ich wohne Rubelgasse Nr. 7 zwei Treppen."

Mein Philatelistenbusen hob und senkte sich, meine Briefmarkenpulse schlugen — ich lallte wonnetrunken in den Apparat: „Ich komme!" —

Erwartungsfroh stürze ich mich in ein Auto und fahre in die Rubelgasse Nr. 7.

Ich fahre, fahre und fahre ohne Ende.

Ich hatte den guten Chauffeur schon in Verdacht, daß er mich als ungeübten Leipziger empfand, und mich dreimal um die Stadt spazieren führte, um Taxe zu schinden.

Ich tat ihm unrecht. –

In unwirtlicher Gegend hielten wir.

Rubelgasse Nr. 7.

Ein offenes Haustor mit abgeschlagenen Ecken, der Mörtel weg, die Ziegel lagen bloß.

Eine steile Treppe nahm mich knarrend auf. –

Ich beginne zu steigen. Nach ungefähr fünfunddreißig Stufen lese ich – Oberteilung.

Ich klimme weiter. Wieder ein Absatz – Hochteilung.

Weiter. – Der Schweiß perlt mir vom Antlitz – wieder bleibe ich stehen – lese Mezzanin.

„Ja Himmel – Herrgott" – ich schnappe nach Luft.

Dann kam erster, dann endlich zweiter Stock.

Keuchend oben angelangt, habe ich Mühe, meine bis auf die Knie heraushängende Zunge zu versorgen. Atemlos klingle ich an einer Tür.

Ein alter Herr öffnet: „Ah – Herr Kammersänger – nein, diese Ehre – welche Auszeichnung – o diese – nein diese – gestatten Sie – meine Frau – meine Tochter Reginerl – Gott, Herr Kammersänger – wie glühend sie Sie verehrt – meine zweite Tochter Raffaela – wir nennen sie scherzhaft Raffkele – ein braves Kind – nein, diese Auszeichnung – diese Ehre" – so ging es fort.

Man schob mich in ein kleines Zimmer und schleppte mich vor ein Bild.

„Sehen Sie, verehrter Herr Kammersänger, das hat mein Sohn, der Sami, gemacht. Sein Lehrer sagt, er

kann was. Sie werden sicher von ihm gehört haben. In Görlitz war er zwei Jahre – ein Genie – schaun Sie, das hat er gemalt, als er acht Jahre alt war, no, sind Sie nicht sprachlos? Nicht zu glauben, was?"

So vermittelte man mir noch ein Dutzend Bilder. Ich lernte Samis ganzen Werdegang kennen und in Bälde wurde mir von diesem und seinem väterlichen Interpreten übel.

Ich wurde nervös. –

„Nun, lieber Herr Direktor, wollen wir zu den Marken gehen."

Verlegen stotterte er: „Herr Kammersänger – Sie werden verzeihen – ich will aufrichtig sein – will frei und frank von der Leber sprechen –. Das mit den Marken war – Sie werden lachen – eine kleine List! –

Meine Frau und meine beiden Töchter haben sich immer gewünscht, den großen Sänger kennen zu lernen. So ohne weiteres wären Sie ja nicht gekommen, und im Hotel lassen sich die großen Herren immer verleugnen – und Markensammler sind immer ein bisserl – wie soll ich sagen, nun, Sie verstehen mich – also habe ich die List mit der Markensammlung ersonnen – ich habe gar keine Marken – ist das nicht zum Schreien?? Ha – ha – ha!!!" –

Ich hielt mich an einem Nachtkastel fest.

„Na – was sagen Sie – hab ich das nicht fein gemacht? Außerdem, wo Sie, Herr Kammersänger, schon da sind, möchte ich mich bei der Gelegenheit erkundigen, ob Sie schon versichert sind. – Ich bin nämlich der Subdirektor der Versicherungsgesellschaft ‚Nebochanzia', und ich würde Ihnen einen

derart kulanten Tarif geben, daß Sie aus dem Staunen nicht herauskommen würden und sagen: — Pinkus ist wahnsinnig geworden! — Versuchen Sie es, Sie werden es nie bereuen — jetzt sind die stabilen Goldmarkverhältnisse wie geschaffen für eine Versicherung. — Wenn Sie das Glück haben, abzuleben — wissen Sie Ihre Frau Gemahlin, die Ihnen, wie ich gehört habe, sehr sympathisch sein soll — geborgen." —

Mir schwindelte. — Ich wollte etwas sagen.

Er winkte ab. —

„Ich bin noch nicht fertig — wenn man schon einmal einen so seltenen Gast hat, muß man kühn sein. Werden Sie mir sehr zürnen, wenn ich diese günstige Gelegenheit weiter benütze und Sie bitte, uns vier Freiplätze in die Oper zu geben — und mögen es noch so bescheidene Karten sein — damit wir Sie hören können. — Ich schäme mich, aber ich bekenne es freimütig — ich und meine Damen, wir haben zwar schon viel v o n Ihnen — aber S i e s e l b s t noch nicht gehört. — Eine Schande — was?" —

Pause.

Ich war außerstande, einen Gedanken zu fassen — setzte mich hin, schrieb auf einer Visitenkarte eine Anweisung auf vier Freiplätze — ohne auch nur die Kraft zu finden, mich zu ärgern. Ich hätte über diese gottbegnadete Frechheit am liebsten aufgejubelt und empfahl mich stotternd und verlegen.

Man geleitete mich bis zur Stiege. Die ganzen siebzehn Stockwerke hörte ich wie im Traum — diese Ehre — diese Auszeichnung — dieser Vorzug — Ehre — Vorzug — — Vorzug — Ehre — da stand ich auf der Straße.

Gegenüber das Gaswerk mit seinen Riesenkesseln. — Weit und breit kein Wagen — nichts, traurigste Gegend.

Erst jetzt packte mich eine rasende Wut — jetzt erst erfaßte ich so recht diese verheerende Zumutung.

Ich wollte umkehren und meine Meinung sagen, nein — schmettern wollte ich meine Empörung — dieses Vorhaben scheiterte nur an den zahlreichen Stockwerken.

Ich ging in ein kleines Volkscafé, ließ mir dort einen Wagen holen — drei Viertelstunden mußte ich warten — dann fuhr ich heim und erzählte es Elsa, meinem Weggenoß.

Sie fand die rechten Worte, mich zu beruhigen, und stellte es als besonderen Glücksfall hin, daß Pinkus mich nicht noch gegen Unfall — Feuer — Einbruch und Hagelschlag versichert habe.

Von dem Tage an hüte ich die Tatsache, daß ich leidenschaftlicher Briefmarkensammler bin, als strengstes Geheimnis.

— Nur immer recht geben — nicht widersprechen — — —

Mein Freund Maxi

Ich bin in meinem langen, an Erfahrungen und Erlebnissen so überreichen Leben noch nie einem solchen Original begegnet, wie meinem Freunde Maxi. –

Ein Original, ein Gefälligkeitsakkumulator, der immer mit Herzensgüte, überströmendem Entgegenkommen und Wohlwollen geladen ist.

So stelle ich mir den heiligen Nikolaus oder das Christkind vor.

Alle Taschen voll von Süßigkeiten, Zigarren, Zigaretten, Butter, harten und kernweichen Eiern, die er nur so herauszieht, um seine Umgebung wahllos zu beglücken. –

Es genügt, ihm einen guten Morgen zu wünschen und man geht reich beschenkt von hinnen.

Er hat nie Zeit, ist immer in höchster Hast, dieses oder jenes, für diesen oder jenen zu besorgen.

„Maxi, grüß dich Gott!"

„Servus!" eine Zigarre, oder zwanzig Deka Roquefort, passiert mit Butter, wird einem in der Eile zugesteckt. „Also, ich muß schnell auf die Bahn, die Fritzi Massary fährt durch Prag, sie hat mir telegraphiert, ich muß sie begrüßen, es ist schon spät, der Zug ist ja bestimmt schon weg – also servus – ich habe ja solche Eile! – Servus!" Er trägt einen Blumenstrauß und sechzehn verschiedene Pakete für die durchreisende Fritzi. –

Am Wege wird er noch viele Male von allen möglichen Menschen aufgehalten, verschenkt in der Eile die Hälfte der Pakete, kommt atemlos an den Zug, als sich dieser gerade in Bewegung setzt, hat nur noch Zeit, die diversen Reiseimbisse der bezaubernden Fritzi ins Antlitz zu werfen und dem Glücksgefühl Ausdruck zu geben, daß er sie wenigstens sehen konnte.

Eines Morgens werden bei mir mehrere umfangreiche Kolli abgegeben. Ein halbes Kilo Schinken, sechsundzwanzig Paare Taliani, das sind italienische Würste, die man nur in Prag bekommt — der bloße Gedanke an sie genügt, einem das Leben als wonneumwobene Fatamorgana erscheinen zu lassen —, zwei Kilo Butter, fünfundzwanzig Deka Primsenkäse, vier Kolinki, das heißt zu deutsch geräucherte Stelzerln — beim Niederschreiben rinnt mir so viel Wasser im Munde zusammen, daß man eine Wasserleitung davon speisen könnte — und noch verschiedenes.

Ein Zeichen: Maxi ist in Wien. —

Um zehn Uhr erscheint er, im Winterrock, einen Schal um den Hals gewickelt, mit Schneeschuhen und mit dem Hut auf dem Kopfe in meinem Wohnzimmer.

Herzliche Begrüßung, große Freude, den lieben Kerl bei sich zu haben.

„Also Maxi, zieh dich aus."

„Aber um Gottes willen, was fällt dir ein, ich muß gleich wieder weg, ich habe ja rasend zu tun! Hast du eine Ahnung — die Lotte Lehmann, na und der Schmedes, die Jeritza und — na also, ich bin ja nur auf einen Sprung gekommen."

So sitzt er im Pelz, im Schal, den Hut auf dem Kopfe volle zwei Stunden im geheizten Zimmer, gibt wie ein Niagarawasserfall alle Prager Neuigkeiten von sich und ist, trotzdem ihm der Schweiß von der Stirne tropft, nicht zu bewegen, sich den Überrock auch nur aufzuknöpfen — oder gar etwas zu nehmen.

Ich glaube nicht, daß es einen Menschen gibt, der Maxi zu einer Mahlzeit einzuladen imstande wäre, eine so eigenartige Scheu hat er vor Liebenswürdigkeiten, die ihm erwiesen werden sollen, es gelang noch niemandem, sich bei ihm für ungezählte Dienste und Gefälligkeiten zu revanchieren.

Maxi versprach mir seit langer Zeit, mich in Tegernsee auf meinem Sommersitz zu besuchen.

Viele Jahre wartete ich auf diesen lieben Besuch.

Eines Tages komme ich abends um sieben Uhr vom Fischen heim. —

Ein Münchner Mietauto steht vor dem Hause.

Das Mädchen ruft strahlend schon von weitem — „Herr Kammersänger, der Herr Maxi ist da!" —

„Was für ein Maxi?"

„No der Herr Maxl Tausig aus Prag!" —

Er ist auch bei meinem Personal sehr beliebt. —

Ich freue mich rasend, laufe in den Garten, den er sich unter Führung meines Gärtners ansah, und wir begrüßen uns stürmisch.

„So Maxi, jetzt richten wir dir ein Zimmer, du bleibst schön über Nacht, bekommst ein gutes Nachtmahl — bei dieser Gelegenheit fällt auch für mich etwas ab, der ich nie etwas zum Abendessen bekomme

– und wir werden sehr fröhlich sein. – Der Freund, der mit dir kam, bleibt auch da." –

„Aber Leoschku, was fällt dir ein, ich komme nur auf zwölf Minuten, du hast ja keine Ahnung, was ich noch alles zu tun habe." –

Nicht mit Brachialgewalt war er zu halten – er gestand, daß er im Schloßcafé zwei Damen sitzen habe, die auf ihn warteten und die er wieder nach München bringen müsse.

„Wer sind denn diese Damen?"

„Ich habe keine Ahnung! – Als ich im Hotel in München den Portier fragte, ob das Auto zur Fahrt nach Tegernsee bereit sei, kamen diese beiden Damen und baten, ob sie mitfahren dürften. Ich konnte es ihnen nicht gut abschlagen – aber jetzt beim Nachhausefahren werde ich sie doch fragen, mit wem ich das Vergnügen habe."

Kurz: nach zehn Minuten saß er wieder im Auto – und fort war er.

In mein Gästebuch schrieb er: Nach längerer Anwesenheit endlich wieder abgereist. –

Maxi hat ein Auto. –

Er weiß nie, wo sich dieses befindet, immer fährt irgendeiner seiner geradezu gigantischen Bekanntschaft damit herum und er geht zu Fuß.

Eines Tages schlendere ich mit ihm in Prag über den Graben, da schreit er jubelnd auf: „Da – Leo – mein Auto! – – – He – Waclawe! – He!"

Der Chauffeur brüllt, ohne anzuhalten, zurück: „Keine Zeit, Herr von Taussig, ich muß die Frau Lämmergeier von Bubenc abholen!" –

Maxi resigniert. – „Na schön, da kann man nichts

machen, denn wenn der Wenzel nicht rechtzeitig in Bubenc ist, kriege ich die größten Grobheiten."

Ich frage: – „Maxi, wer ist denn diese Frau Lämmergeier?"

Da antwortet er: „Weiß ich?" – winkt einem Einspänner – und die Autofrage ist erledigt.

Seine Spezialität ist das Theater.

Wenn einer der Direktoren, sei es der deutsche oder der tschechische Theaterdirektor, einen Gast braucht, telephoniert er Maxi an.

Maxi ist mit allen Künstlern jeder Nation und Konfession auf dem herzlichsten und kameradschaftlichsten Fuße, vermittelt alle Gastspiele, knobelt alle Honorare aus, läßt sich vom Direktor beflegeln, wenn dieses zu hoch ist, wird von den Künstlern mit Unrat beworfen, wenn er zu wenig erreicht hat, ist in konstanter Bewegung für irgend jemanden und hat das erhebende Gefühl, alle Telegrammspesen und sonstigen Auslagen tragen zu dürfen.

Ist der Gast dann da, kauft er, wenn der Vorverkauf schwach ist, das halbe Theater auf, damit er wegen eines eventuellen leeren Hauses von dem Künstler nicht zur Verantwortung gezogen wird.

Wenn jemand bei einer Behörde in Prag etwas nicht zu erreichen imstande ist, so ist sein letzter Rettungsanker: Maxi! –

Ohne den Betreffenden auch nur zu kennen, rennt er sich die Füße ab und erreicht alles.

Ist jemand krank oder bedürftig – wendet er sich an Maxi!

Er sammelt mit solcher Vehemenz für ihn, als ob sein eigenes Heil davon abhinge, leitet die Sammlung

mit einer großen Spende ein und strahlt vor Glückseligkeit, wenn er dem betreffenden armen Teufel recht viel geben kann.

Aber alles tut er nur für andere — für sich selber nie etwas!

Daß sich angesichts dieser hypertrophilen Herzensgüte, dieses krankhaft ausgebildeten Umsicherumschenkens, zahllose Menschen finden, die den guten lieben Kerl mißbrauchen und sich wie die Parasiten an ihn festkleben, ist klar — aber seine Art ist so gewinnend, so entwaffnend, daß die egoistischsten Egoisten sich doch ein wenig Zurückhaltung im Ausbeuten auferlegen.

Maxi hat auch einen Nebenberuf — er handelt mit Hopfen.

Leider kommt er sehr wenig dazu, ihn auszuüben; er hat zu viele Menschen glücklich zu machen und dieses Hauptamt absorbiert ihn so sehr, daß er oft nicht einmal in die Lage kommt, seine geschäftliche Korrespondenz zu öffnen.

Wenn er nach einigen Wochen — durch Zufall — ohne es zu wollen — doch einen Geschäftsbrief aufmacht, sieht er, daß er so manches versäumt, so manchen materiellen Verlust erlitten hat.

Das bedrückt ihn aber wenig und hindert ihn nicht, die nächsten drei bis vier Wochen wieder jedem Geschäftsbriefe auf das rigoroseste aus dem Wege zu gehen; wo soll er denn die Zeit zum Lesen hernehmen, er kann sich doch nicht zerreißen.

Ein lieber, fröhlicher, sonniger Mensch, von allen geliebt, von jedem in Anspruch genommen und immer zuverlässig für alle Welt — nur nicht für sich selbst.

Mein Freund Maxi und ich

Von ganzem Herzen wünsche ich, daß er uns noch recht lange erhalten bleibt und nie in die Lage kommen möge, auch einmal von jemandem andern etwas zu brauchen.

Sollte dieses aber einmal eintreten, so möge er auf einen „Maxi“ treffen, damit ihm jede Enttäuschung erspart bleibe. —

Im Auto durch die Welt

Fabelhaft! Welch ein Titel! – Da muß jeder meinen, daß ich Sven Hedin in den Schatten stellen, Frithjof Nansen an die Mauer drücken und alle Weltreisenden in den Hintergrund drängen will.

Außerdem hält man mich am Ende für einen Krösus. Der bin ich leider nicht – im Gegenteil – ich bin nur ein als Krösus verkleideter Hochstapler und mache mir Gewissensbisse.

Diese Gewissensbisse hindern mich aber nicht, fröhlich in meinem Wagen, einem märchenhaften Gräf & Stift, zu sitzen und in vollen Zügen den schönsten Sport zu genießen, den es gibt.

Wenn ich mir vorstelle, daß so viele Menschen als Fußballspieler stundenlang mit heraushängender Zunge hin und her rennen, springen, mit wuchtigen Hieben einen ganz harmlosen Ball herumstoßen, der ihnen oft, als ob er sich für diese Behandlung rächen wollte, ins Antlitz schießt und den Fußballer zwingt, einen halben Kiefer voll gesunder Zähne auszuspucken, ergreift mich namenloses Mitleid mit diesen Irregeführten.

Was ist das für ein Sport im Vergleich zum Autofahren?!

Ich setze mich hinein – vorne neben meinen Benzinschwan – und fahre. Fahre hinaus in die Welt, frei und frank, frisch und froh!

Mit meiner Frau bin ich mittels eines seitlich an-

gebrachten Spiegels in Verbindung, damit wir uns verständigen können. Denn, wenn es besonders schön kommt, einem das Herz aufgeht und „die Gegend" zur schönen Landschaft wird, muß ich mich ihr mitteilen, dann kann ich nicht allein genießen. Auch ein Telephon ist da, um nicht das Geräusch des Motors überbrüllen zu müssen und sich eine Stimmbandirritation an den Hals zu schreien.

Welche Wonne, so hinauszufahren in die Unendlichkeit, unabhängig, ohne auf einen Zug warten, sich um einen Platz streiten, mit wildfremden, oft sehr unangenehmen Menschen einen Raum teilen und alle ihre Eigenheiten ertragen zu müssen.

Will man das Fenster öffnen, wird es von einem der Insassen verboten. — Zieht es und man will schließen, schreit einer der Coupégenossen nach frischer Luft. — All das fällt weg.

Alles was man lieb hat und mithaben will, hat man bei sich, bleibt stehen, wenn man Lust hat, fährt, wenn es einem behagt und genießt die herrliche Natur, die wunderholde Welt in ihrer sonnigen Pracht.

Daß man Staub macht und mitunter sehr stinkt — merken ja nur die andern — die Fußgänger. — Die fluchen und schimpfen, genau wie ich es tat, als ich von einem vorbeisausenden Auto von oben bis unten mit Schlamm bespritzt und in eine bestialische Benzinwolke gehüllt wurde.

Beim Autofahren wird man Egoist.

An sich gute Menschen werden schadenfroh, und wenn ein Zeitgenosse so recht die Nase voll bekommt mit Staub und Maschinenauspuff, so kann man sich einer gewissen Befriedigung nicht erwehren.

Da sieht man, daß der Mensch eigentlich in seinem Innern gemeine Falten hat, die ihn als niederträchtig erscheinen lassen.

Freilich ist das Fahren nicht immer und stets nur Wonne. — Wenn man plötzlich, mit einem Knall, aus dem rechten oder linken Hinterrade die Luft verliert und mitten auf der Landstraße stehen bleiben, den Wagen heben, die Räder auswechseln muß, so wirft das einen kleinen Wermutstropfen in den Freudenbecher. — Das ginge zur Not noch. Wenn man aber schnell hintereinander drei Defekte hat, abmontieren und Schläuche flicken muß — womöglich spät am Abend — im Regen, dann wünscht man sich sehnsüchtig in einen Schlafwagen, trotzdem dieser so klein ist, daß man sich nicht rühren kann und vor Galle über diesen engen Raum kocht.

Doch das sind ja gottlob Einzelerscheinungen, und wenn man wieder fährt, ist die tückische Panne schnell vergessen.

Wie in einem Kaleidoskop fliegt das Panorama an dem trunkenen Blick vorüber und die Entfernungen hören, bei der großen Schnelligkeit, mit der man vorwärts kommt, auf.

Freilich wird die Lust am Autofahren auch durch schlechte Straßen getrübt. Straßen mit Löchern, auf denen man, trotz des langsamsten Tempos, in die Höhe fliegt und sich die Zunge abbeißt.

Besonders eine Straße ist mir in Erinnerung, die in den Annalen der Straßen wohl die allerkläglichste Stelle einnimmt. Es ist der Verbindungsweg von der Hauptstraße in Rotholz nach Jenbach in Tirol.

Abgrundtiefe Löcher, die mit einem Kotbrei ausgefüllt sind, so all die Untiefen verdecken und diese zu betrüblichen Überraschungen machen.

Der Wagen torkelt beängstigend hin und her, ganze Ströme von Schmutz spritzen nach rechts und links und sehr oft auch vorne in den Wagen. —

Ein Großindustrieller soll die Straße erhalten, er tut es aber nicht. Weil er sehr einflußreich ist, wagt niemand, ihn dazu zu zwingen. Die Gemeinde Jenbach kümmert sich auch nicht darum, sie sagt, es gehe sie nichts an. So ergibt sich mit der Zeit ein kilometerlanger Morast, der nie trocknet und Achsenbrüche züchtet.

Wenn man in Tirol eintritt, hat man, auch wenn man nur einige Stunden durch das Land fährt, um es bei der andern Grenze wieder zu verlassen, eine Steuer zur Erhaltung der Straßen, in der Höhe von sechsunddreißig Schillingen, zu erlegen.

Das Blut des Automobilisten schäumt, wenn er auf diesen „erhaltenen" Straßen im Schneckentempo fahren muß.

Die Autobesitzer, die in Jenbach leben, fürchten diese einzige Zufahrtsrinne derart, daß sie lieber ganz auf das Autofahren verzichten.

— Es gibt automobilfreundliche und automobilunfreundliche Gegenden.

In Ortschaften, wo einem die Leute freundlich zuwinken, sind sie automobilfreundlich, dort, wo sie einem kinderkopfgroße Steine nachwerfen, kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß man nicht gerne gesehen ist.

Das für den Automobilisten schwierigste Land, wo

— sitze in meinem märchenhaften Gräf & Stift — neben meinem Benzinschwan
— und fahre hinaus in die Welt

die Luft mit Animosität förmlich geladen scheint, ist die Schweiz.

Was sich da an Unannehmlichkeiten und willkürlichem Bußezahlen tut, ist einfach erschütternd.

Wie unerfreulich die Fahrt durch die Schweiz sein kann, habe ich an mir selbst erfahren.

In Tarvisbrücke betraten wir, mit einer Steuer von zehn Franken, den Kanton Graubünden, um die märchenhafte Straße nach dem Julierpaß über Chur zu befahren.

Freundlich machte mich der Polizeibeamte darauf aufmerksam, daß langsam gefahren werden müsse. Dabei ist die Landschaft so schön, daß man von selbst jedes schnelle Fahren vermeidet, um all das Herrliche besser in sich aufnehmen zu können.

Mit mir fuhr gleichzeitig ein Radfahrer von Tarvisbrücke weg. Der Gute warf uns äußerst giftige Blicke zu, wohl weil er treten mußte, daß ihm die Kniescheiben krachten, während für unsere Fortbewegung der Motor sorgte.

Wir kamen in den nächsten Ort. — Zipsers. — Halt! ruft man uns strenge entgegen. — Was wünschen Sie? — Es ist von Tarvisbrücke telephoniert worden, das Auto A 325 ist anzuhalten und hat zwanzig Fränkli Buße zu zahlen, wenn es früher, als um vier Uhr fünfundzwanzig Minuten ankommt. Sie sind um vier Uhr dreiundzwanzig Minuten angekommen.

Bei den ersten Worten der Debatte war auch schon unser lieber Radfahrer, der mit uns zu gleicher Zeit wegfuhr, da.

Er schrie: „Ja, gerast sind sie — nur feste zahlen sollen sie!“

Ich wehrte mich, machte plausibel, daß ich doch im Tempo des Radfahrers gefahren sei. Fruchtlos. Ich mußte zahlen.

Meine sofort schriftlich eingereichte Beschwerde an das Landjägerkommando in Chur, die in bewegten Worten das mir zugefügte Unrecht schilderte, so bewegt und leidenschaftlich, daß mir beim Lesen Tränen des Mitleids über mich selbst in die Augen traten, diese Beschwerde soll noch heute beantwortet werden.

Seit ich die zwanzig Fränkli Buße zahlen mußte, hat Wilhelm Tell beträchtlich an Sympathien bei mir eingebüßt und sämtliche Apfelschüsse der Erde können mir gestohlen werden.

Die Graubündner sind ein kleines, aber mieses Völkchen!

Von Chur ging es hinauf in unwahrscheinliche, gigantische Höhen, Steigungen von sechs- bis siebenhundert Meter auf drei bis vier Kilometer stellten große Anforderungen an den Wagen.

Jede Biegung brachte ein neues, überwältigendes Panorama, der Tag war gottbegnadet schön und klar und machte die Fahrt zu einem unvergeßlichen Erlebnis, das sich immer steigerte, immer grandioser wurde, bis wir oben am Julierpaß standen und, wie betrunken von all dem Herrlichen, keine Worte fanden.

Viele Stereoskopaufnahmen haben diese Fahrt festgehalten und es erfüllte uns ein Gefühl der innigen Dankbarkeit, daß wir d a s erleben durften.

Dann ging es wieder hinunter nach Silvaplana, Sankt Moritz, in eine Kultur, die nach all dem Über-

wältigenden, Grandiosen einfach unangenehm wirkte, so daß man froh war, aus dieser von Komfort, Luxus und Raffinement strotzenden Riesenhotelsteinbaukastensammlung wieder herauszukommen.

Über Silsmaria, den Malojapaß, geht es in gefährlichen Kehren hinunter nach Promontogno — Chiavenna — Italien.

All das Wunderschöne, das man dort sieht, ist natürlich, nach den unbeschreiblich großartigen Eindrücken, sehr abgeschwächt. Gegenden von anderer, lieblicherer Art verschönen die Fahrt.

In Italien ist man sehr automobilfreundlich. Man muß die Geduld und die Toleranz bewundern, mit der die Bevölkerung die schrecklichen Staubwolken erträgt, die die durchwegs in rasendem Tempo dahinschießenden Automobile machen.

Alle Straßen, selbst die engsten, sind für Kraftwagen erlaubt. Ein Eldorado! —

So ging die Fahrt über den Apennin nach Florenz und Montecatini, dem größten Kurort Italiens, dem italienischen Karlsbad.

Montecatini ist bei uns nicht allzusehr bekannt und dies mit Unrecht, denn es bietet unsagbar viel Schönes und der Effekt der Kur wird als fabelhaft geschildert. Nach zwölftägiger Kur soll man um zwanzig Jahre jünger wieder fortgehen.

Bei mir ist es allerdings ausgeschlossen, daß ich um zwanzig Jahre jünger werden könnte, denn dann müßte ich ja wieder nach Brünn zurück, in die Realschule, aus der man mich schon einmal herausgeschmissen hat, und ich käme als Erwachsener nicht mehr in Frage.

Montecatini, in der Toskanischen Ebene, liegt am Fuße des Apennin zwischen Florenz und Pisa. Wochenlang strahlte blauer Himmel, eitel Licht und Sonnenschein auf uns nieder, während Berichte von daheim nichts als ununterbrochene Regengüsse meldeten. Ein herrliches Klima!

Der Aufenthalt wird einem durch das überaus liebenswürdige Wesen der Bevölkerung sehr angenehm gemacht, für Naturfreunde sind die Kuranlagen da, Palmenhaine, die herrlichsten exotischen Gewächse, ein Reichtum an gärtnerischen Höchstleistungen, der zu staunender Bewunderung hinreißt.

Namentlich die Inhalationen sind für Sänger ideal, Leute, die keinen Ton im Rachen haben, sollen eine wunderschöne Stimme bekommen.

Das sollte ich eigentlich gar nicht sagen, weil ich mir damit eine Konkurrenz züchte, die ich nur durch schleichendes Gift wieder loswerden kann, aber ich kann nicht dafür, daß ich so lächerlich lauteren Charakters bin.

Nur eines — die Grotta Giusti, die man jeden zweiten Tag aufsuchen soll, ist eine äußerst unerfreuliche Sache. Eine Wundergrotte ist es, die, ihrer natürlichen Wärme wegen, sehr heilsam gegen Rheumatismus und diesem verwandte Annehmlichkeiten ist. Auch beim Jüngsten stellen sich hier und da Hexenschüsse, steife Genicke und Gliederreißen ein, all das hofft man dort zu beheben.

Ein Hauptreiz war es für mich, daß da Herrn und Damen, nur mit einem weißen, hemdartigen Mantel und Pantoffeln bekleidet, in anregender Unterhaltung zusammensitzen.

Eine ganze Stunde muß man in der Grotte, die so treffend Inferno heißt, zubringen, und zwar in einer Temperatur von dreißig Grad Reaumur. Binnen zehn Minuten Inferno entbehren sowohl die Damen als auch die Herrn jedweden Reizes. Eine Roßkur.

Ich war einmal dort und mein Bedarf an Grotta Giusti war auf Jahre hinaus gedeckt.

Die Autofahrten in die Umgebung von Montecatini waren herrlich schön. Nach Lucca, dem Geburtsort Meister Puccinis, der als Sohn des Organisten der Chiesa san Michele seine Jugend dort verbrachte und dessen Gedenktafel an seinem Geburtshause mich zu Tränen rührte.

Wie schwer war seine Jugend, wie traurig und trübe, durch seine Armut! Wie genial, wie groß ist er geworden, welch eine Fülle von Melodien hat er uns geschenkt.

Fast jede kleine Stadt in Italien besitzt Kunstschätze berückendster Art. Städtchen, von denen man kaum etwas hört, wie Pistoja, Prato usw., bergen Baudenkmäler und Meisterwerke, die einfach überwältigend sind.

Wie wundervoll sind die Fahrten auf den meist guten Straßen an der ligurischen Meeresküste bis Cecina, dann hinein ins Land über Volterra, Siena, San Gimiliano, dem italienischen Rothenburg...! Doch ich schweife vom Automobil ab und werde zum Baedeker — und das wollte ich nicht.

Einen großen Teil von Freud oder Leid schafft beim Autofahren der Chauffeur. —

Ein guter Chauffeur ist ein Glücksfall, wie das große Los. Es ist nicht gleichgültig, ob man neben

sich am Volant einen Trottel, einen Verbrecher oder einen intelligenten, braven Kerl sitzen hat, mit dem man in stundenlanger Fahrt auch etwas reden kann.

Ideal ist es, selber zu lenken. Das tue ich aber nicht, will es auch nicht lernen, weil ich Sorge habe, daß ich mich doch verleiten ließe, dann selbst zu fahren.

Ich halte das Chauffieren für einen selbständigen Beruf, für den man geboren sein muß. Wenn sich heute ein Dilettant im Singen versucht, so kann er höchstens seine Zuhörer zur Verzweiflung bringen, versucht er sich aber als Automobillenker, so kann der peinliche Fall eintreten, daß er alle Insassen in den Tod fährt. Automobillenken ist eben entschieden weniger harmlos als das Singen. —

Nichts ist ungetrübt auf dieser Welt — man muß sich eben das Schöne heraussuchen und festhalten und die kleineren Plackereien, als da sind Chauffeur und Autodefekte als Ring des Polykrates werten, denn sonst wäre es zu schön! —

Das Allerschönste am Autofahren genießt man im Winter. — Es sind die Vorbereitungen. —

Man breitet Karten auf dem Tisch aus, stellt seine Reisen zusammen, fährt glückstrahlend durch die Gegenden, die man schon kennt, und macht sich herrliche Illusionen über solche, die einem noch neu sind.

In die traurigsten Winterabende scheint die herrliche italienische Sonne hinein, im Vorgenusse der sommerlichen Autofahrten.

Kommt die gute Jahreszeit, so gießt man einen Liter Benzin in sein Auto und fährt. Die Wonne beginnt von neuem und das bißchen Ärger ist nicht imstande, die Freude zu trüben.

Zwetschgerl

Ein Sommererlebnis
1922

Ich war bei lieben Freunden auf einem herrlichen Gut zu Besuch, und bei der Besichtigung des Kuhstalles – der ein ziemliches Quantum von Neid und einen Überschuß von Verständnis für die Landwirtschaft in mir auslöste – wurde ich durch ein geradezu beängstigendes Gekläffe und Wehgeheul aus irgendeiner Stallecke gestört.

Als Tierfreund ging ich diesem Gekläffe nach und fand in einer Kiste einen schwarzen, hundeähnlichen Gegenstand, den ich sofort auf den Arm nahm und liebkoste. –

Die Spuren dieser Zärtlichkeit machten sich auf meinem blütenweißen Hemd in Form von unzweideutigen Flecken bemerkbar, die jedem die Annahme aufzwangen, ich müsse in irgendeine Jauchengrube gefallen sein.

Meine Tierliebe erlitt aber dadurch keinen Abbruch, ich nahm den Hund und brachte ihn meiner Frau.

„Um Gottes willen, Leo, was bringst du denn dahergeschleppt?" –

„Liebe Elsa, das ist ein herrliches Tier! Ein Hund, wie du siehst, unser lieber Zwetschgerl. – Ich traf ihn im Stalle, er heulte derart, daß man der festesten Meinung sein mußte, es sei mindestens eine Meute von Hunden losgelassen. Man sagte mir, er wird eine Dogge – eine schwarze Dogge."

Am Bauch hatte er eine knopfartige Geschwulst, die mir als Kennzeichen einer ganz besonderen Rasse geschildert wurde.

Später entpuppte sich dieser Knopf als Nabelbruch. —

Ich beschloß, der Dogge die Ohren stutzen und den Schwanz kupieren zu lassen. Aber man riet mir dringend ab, mit dem Einwande, man solle doch lieber noch warten, weil es nicht ganz ausgeschlossen erscheine, daß die Dogge eventuell ein Dackel werde. Bei dem wären dann die gestutzten Ohren, sowie auch der kupierte Schwanz ein Fehler.

Der Besitzer des Hundes, ein biederer Unterverwalter, machte mich auf seine Vorzüge aufmerksam, die er ins grellste Licht setzte. Sogar dem Nabelbruch wußte er so vorteilhafte Seiten abzugewinnen, daß ich ihn als Glücksfall empfand.

Auch behauptete er, der Hund sei sehr wachsam, was sich darin dokumentiere, daß er die ganze Nacht, ohne jede Pause, heule, wodurch die Nachtruhe von achtzig Kühen gestört würde. Ein Argument, das ich zwar widerstrebend aber dennoch gelten ließ.

Für 300 Mark nahm ich das Hündchen in meinen Besitz. — Ein unsagbar erfreuliches Empfinden in mir tragend, band ich ihm eine blaue Schleife um den Hals und nannte ihn feierlich: Zwetschgerl. — Warum ich ihn so nannte, weiß ich nicht, das ist auch ganz gleichgültig.

Daß er vorher gebührend gereinigt wurde, sei nicht unerwähnt.

Auf der Wagenfahrt nach der Bahn nahm ich meinen lieben Zwetschgerl auf den Schoß, was zur Folge

hatte, daß er mir, ohne daß ich es merkte, meine oberbayerische Älplerhose derart zerbiß, daß sie voraussichtlich weggeworfen werden muß. Darüber wird der Lederhosenfachmann in Tegernsee entscheiden. — Jedenfalls ein Zeichen, daß Zwetschgerl sehr gute Zähne hat und als Wachhund sicher seinen Mann stellen wird.

An der Bahn merkte ich erst, wie mich das gütige Tierchen zugerichtet hatte.

Meine Begeisterung begann ein wenig zu verflachen. Diese Verflachung wurde noch stärker, weil Zwetschgerl die schöne blaue Schleife, die seinen Hals schmückte, zum größeren Teil aufgefressen hatte. —

Ich erteile ihm einen ernsten Ordnungsruf, der, voraussichtlich seines jugendlichen Alters wegen — Zwetschgerl zählte erst vier Wochen — keinen besonders tiefen Eindruck auf ihn machte. —

Aber jugendliches Alter ist ein Fehler, der mit jedem Tage besser wird. — Also lag es mir ferne, zu verzagen.

Die Einwaggonierung Zwetschgerls verursachte erhebliche Schwierigkeiten. Ich trug mich mit dem Gedanken, da doch auf der Bahn Kinder unter drei Jahren frei sind und Zwetschgerl ruhig als Baby beurteilt werden konnte, ihn einfach ohne Entrichtung irgendeines Fahrgeldes durchzuschmuggeln. Wir wickelten ihn zu diesem Behufe in den Mantel meiner Frau ein, was erstens ein orkanartiges Geheul hervorrief und zweitens dem Mantel drei Knöpfe kostete, die Zwetschgerl in seinem gewiß berechtigten Zorne abbiß.

Der Schaffner meinte ganz richtig: „Sö, Sö haben ja an Hund da in dem Packel. – Wo habens denn die Hundskarten?“

Ich antwortete, der Tatsache entsprechend, daß dies noch kein fertiger Hund, sondern ein quasi Hundesäugling wäre, der erst ein Hund werden wolle. Mit der in Bayern so wohltuenden Deutlichkeit erwiderte der durchlochende Beamte, daß ich ihn nicht derblecken[1]) solle, und schloß seine lange Rede mit der Bemerkung, daß Hund – Hund sei und daß für ihn bezahlt werden müsse.

Ich erlegte an der Kasse 6 Mark 50 Pfennig – bis München – und Zwetschgerl machte seine erste Reise.

Wir betteten ihn auf meinen Wettermantel und alles war großartig. –

Als sich der Zug in Bewegung setzte und beim Anfahren einen ziemlich starken Ruck machte, wie das bei unseren Zügen in Bayern üblich ist und meistens durch abgebissene Zungen der Fahrgäste in die Erscheinung tritt, erschrak das liebe Tierchen heftig. Die Folgen dieses Erschreckens waren umgehend auf dem Mantel zu bemerken. –

Die Fahrt nach München kann ruhig als Martyrium bezeichnet werden – weil Zwetschgerl dem Bahnfahren keinen richtigen Reiz abgewinnen konnte. Er zerbiß einem neben ihm sitzenden Reisenden die Joppe, worauf der Besitzer mit ziemlich weithin schallender Stimme und liebloser Kritik an Zwetschgerl, Schadenersatz verlangte. Er nannte meine Dogge ein Marastel, ein ölöndiges – und behauptete, daß

[1]) Frozzeln, hecheln, verhohnepiepeln.

dies gar kein Hund, sondern die Kreuzung zwischen einem Regenschirm und einem Nachtkastel wäre.

Bezüglich der Rassereinheit Zwetschgerls ließ ich mich mit dem zweifellos nicht informierten Reisegefährten erst in gar keine Polemik ein, bezahlte die geforderten 50 Mark und stieg mit meinem Liebling im Arme aus.

Zwetschgerl kostete schon 356 Mark 50 Pfennige.

In München hatten wir zweieinhalb Stunden Aufenthalt, die wir, infolge der Anwesenheit Zwetschgerls, im Wartesaal verbringen mußten. Das sympathische Tierchen fühlte sich auf meinem Arm nicht besonders wohl und zeigte, in berechtigtem Freiheitsdrange, das ermüdende Bestreben, herunterzuspringen.

Um die Zeit zu kürzen, ging ich an den Fahrkartenschalter und verlangte zwei Billetts Vierter und eine Hundekarte.

Der Beamte fragte, ob ich einen polizeilichen Ausweis für den Hund habe. — In München herrsche die Tollwut und kein Hund dürfe ohne polizeiärztliche Untersuchung das Weichbild der Stadt verlassen.

Meine abermalige Daraufhindeutung, daß dies noch kein richtiger Hund sei, daß er erst vor ganz kurzer Zeit auf einem wunderbaren Gut, einem Rittergut in Tiefenbrunn bei Wessling, geboren wäre, ergab die Anschauung, daß Hund — Hund sei, und man mir ohne Vorweisung des amtlichen Dokumentes keine Hundekarte ausfolgen dürfe.

Ich rannte in den Wartesaal zurück und wollte Zwetschgerl zu Boden schmettern; meine Frau in

ihrer so überaus entwickelten Herzensgüte verhinderte es.

Also auf zur Hundepolizei! –

Diese befindet sich in der Sendlingertorstraße. Ich entschied, ein Auto zu nehmen. – Es geschah! – Zwetschgerl besah sich München, indem er in seinem jugendlichen Unverstand um sich herumbiß und auch das Autofahren nicht sonderlich schön fand.

Bei der Hundepolizei wurde ich auf Befragen in den vierten Stock gewiesen. Ziemlich erschöpft oben angelangt, erfuhr ich, daß die Amtsstunden bereits vorüber wären. Als ich einem Beamten mein Erstaunen darüber zum Ausdruck brachte, meinte dieser, ob ich glaube, daß die Leute sich wegen meinem dreckigen Hundsviech den ganzen Tag daherhocken würden. Ich enthielt mich jeder Gegenäußerung und stieg die vier Treppen wieder hinunter – mit dem festen Entschluß, Zwetschgerl zu töten. Wieder scheiterte mein Vorsatz an der energisch versagten Genehmigung meiner mir vor Gott angetrauten Gemahlin.

Also zurück zum Bahnhof.

Das Auto machte 180 Mark, weil die sechzigfache Taxe gefordert wurde. Zwetschgerl kostete 536 Mark 50 Pfennige.

Am Schalter zeigte ich den Hund dem Beamten und schilderte ihm meine Lage. Daß ich nach Tegernsee müsse und doch das Hündchen nicht einem Delikatessenhändler zur Bereitung von bekömmlicher Schmierwurst übergeben könne. Er teilte meine Anschauung, ich bekam eine Hundekarte und fuhr heim.

Die Reise zu schildern und gewissenhaft zu berichten, wie Zwetschgerl sich benommen hat, dazu bin ich nicht in der Lage – es fehlt mir der Mut. Tatsache ist, daß mir von seiten des Schaffners erklärt wurde, ich müsse den ganzen Waggon mit Schwefelsäure reinigen lassen, wenn er überhaupt noch zu reinigen sei.

Was heute Schwefelsäure kostet, ist leicht zu erfahren.

Der Gedanke, Zwetschgerl umzubringen, nahm immer greifbarere Formen an. Ich beriet mit mir nur noch die Todesart.

Der Tegernseer Stationsvorstand ließ mich, weil ich ihm bekannt war, unbehelligt heimfahren und sagte nur, man werde mir die Rechnung senden.

Auf der Heimfahrt im Wagen schlief Zwetschgerl ein. In seinem Schlummer hatte er etwas so Versöhnliches, daß ich wieder schwankend wurde. Ich streichelte ihn.

Zu Hause angelangt, legte ich ihn meiner lieben Schwiegermama in den Schoß. Welchen Eindruck das Hunderl auf die alte Dame machte, kann man leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß sie die Fassung verlor und einige Minuten außerstande war, zu – sprechen!

Wundervoller Zwetschgerl!

Nachdem sich das lähmende Schweigen gelöst hatte, erfolgte allerdings ein Niagarawasserfall von Vorwürfen, und meine Behauptung, daß dies eine schwarze Dogge wäre, ergab ein derartiges Hohngelächter, wie ich es selbst von den Lippen meiner Schwiegermutter noch nicht erlebt hatte.

Bei allen Mitgliedern der Familie stand es fest: Zwetschgerl muß hinaus!

Als er wieder erwachte und sein ganz und gar unzivilisiertes Benehmen zur Schau trug, wurde dieser vielseitige Antrag zum Beschluß erhoben.

Aber wie ihn los werden?

Während dieser Beratung zernagte er meiner Tochter den Volant am Rock und betrachtete die Wadenstutzen meines Sohnes als Eckstein.

Wir hatten die Unvorsichtigkeit begangen, Zwetschgerl auf den Fußboden zu lassen und zwei Minuten nicht zu beobachten.

Da ich im Zorne schrecklich bin, wollte ich ihn mit irgendeinem Gefäß, daß mir gerade in die Hand kam, zerschmettern.

Man fiel mir in den Arm und nannte mich grausam! –

Wir beschlossen, eine Zeitungsannonce in den „Alpenboten" einrücken zu lassen, eine Tegernseer Zeitung, deren Abonnenten wir sind, um zu erfahren, was in der Welt vorgeht.

Gelegenheitskauf!!!
Wundervolle schwarze Dogge,
acht Wochen alt,
preiswert zu verkaufen.
Anfragen: Landhaus Slezak, Egern.

Ganze Legionen von Bewerbern meldeten sich.

Inzwischen kam die Rechnung der Eisenbahnwaggonputzfrau.

„— jetzt haaßt er Läo! —“

Rechnung

Ausputzen des Waggons Nr. 34732 – München–Tegernsee–München, sechs Stunden Arbeit – – – Mark 178.–.

Zwetschgerl kostete mich schon 714 Mark 50 Pfg.

Ich forderte den Selbstkostenpreis.

Man bot mir, angesichts der Geldentwertung – 10 Mark.

Als ich frug, ob man mir nicht wenigstens 15 Mark geben könne, lehnte man ab, mit der Begründung, daß man heute noch gar nicht in der Lage wäre zu beurteilen, ob dies überhaupt ein Hund würde.

Ich verwarf diese Anschauung als indiskutabel und behielt Zwetschgerl.

Dies blieb das einzige Angebot, das ich bekam. Die anderen Kauflustigen ergriffen, beim bloßen Anblick Zwetschgerls, panikartig die Flucht.

Was nun? – Töten durfte ich ihn nicht, weil ich diesbezüglich von seiten meiner Frau strenges Verbot hatte.

Ich kann nämlich nie tun, was ich will, wie das bei anderen Haushaltungsvorständen üblich ist. Meine Frau erlaubt mir zwar alles, aber ich darf von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch machen. –

So entschieden wir uns, Zwetschgerl zu verschenken.

Die ältesten Freunde versagten. – Jeder hatte entweder schon einen Hund oder sonst irgendeine durchsichtige Ausrede.

Wenn man in Not ist, wenden sich die intimsten Freunde von einem ab. –

Ein Mann, den ich mir treu ergeben wähnte, refusierte meinen Zwetschgerl und riet mir, diese über

jeden Zweifel erhabene Mißgeburt dem Schinder zur Amtshandlung zu übergeben.

Liebloser Geselle! —

Nun nahm ich Zwetschgerl in den Rucksack, setzte mich aufs Rad und fuhr zu einem Holzknecht am Fuße des Wallbergs. Dem gab ich hundert Mark und schenkte ihm den Liebling. — Er nahm das Geld, und ich war Zwetschgerl endlich los.

Das Hündchen kostete nun 814 Mark 50 Pfennige, eine zerbissene Lederhose, einen zernagten Mantel, drei Knöpfe von der Jacke meiner Frau und einen zerfetzten Volant meiner Tochter. Die grünen Wadenstutzen meines Sohnes haben die Farbe eingebüßt, und die Annonce im „Alpenboten" bin ich noch schuldig. —

Sollte mir der Holzknecht die Bestie wieder bringen, so lasse ich mährische Klobassen aus ihm machen — das sind wohlschmeckende Knoblauchwürste aus Neutitschein — und wenn sich die ganze Familie auf den Kopf stellt.

P. S. — Die Zeit heilt alle Wunden — Zwetschgerl war vergessen.

Da wurde ich eines Tages von meiner Köchin zum Metzger in den Ort geschickt — etwas zu holen, was sie vergessen hatte.

Dazu bin ich gut — aber wenn ich beim Kochen mir irgend etwas aus einem Topf ausborge — schreit sie gleich: „Gnä Frau, der gnä Herr stiehlt schon wieder." — —

Da kommt mir im Laden ein Riesenvieh mit dem Kopfe eines Bulli, dem Vordergestell eines Neufundländers und dem Hinterteil eines Dackels entgegen — so groß wie ein Kalb — und knurrt mich zähnefletschend an.

„Aufpassen, Herr Kammersänger — das Luada is bissig."

Im Nu hatte er mir ein Stück aus meinem Wetterfleck herausgebissen.

„Ja, Herr Kefer — wo haben Sie denn den Hund her?" —

„Den hab ich vom Strauner Beni — an Holzknecht am Wallberg kauft — — Der Hund wird guat — da kimmt koana so leicht zum Haus zuwi! — Der Beni hat g'sagt — er is von Eana — Herr Kammersänger — da haben wir ihn erst Tannhäuser nennen wollen, aber der Nam is z'lang — jetzt haaßt er „Läo". —

Ich habe den Metzger gewechselt.

BELEHRENDES

Der gute Ton

in allen Lebenslagen

Man macht sich keine Vorstellung, wie unsagbar schwer es ist, sich in vornehmer Gesellschaft oder gar bei Tische richtig zu benehmen, keinen Anstoß zu erregen, sich nicht bis an sein Lebensende zu blamieren und als Rüpel dazustehen.

Da ich mich, was einwandfreies Benehmen in jeder Lebenslage betrifft, ruhig als Vorbild hinstellen kann, fühle ich mich dazu berufen, aus dem Born meiner reichen Erfahrung schöpfend, der Mitwelt alles zu sagen, was in dieser Hinsicht zu sagen ist.

Ein gewisser Knigge hat ja ein sehr dickes Buch herausgegeben, in dem er so manches Brauchbare mitteilt, aber die Art, wie er es tut, finde ich unvollkommen.

Die einzige Methode, jemandem beizubringen, wie er es machen soll, ist, daß man ihm sagt, wie er es nicht machen soll.

Dies ist das Wesentliche und meine Stärke!

Ich weiß, Knigge wird sich ärgern, mir empfehlen bei meiner Singerei zu bleiben und mich nicht in seine Angelegenheiten zu mischen. — Aber nein, dadurch lasse ich mich nicht abhalten, erstens aus Überzeugung, weil ich mich für absolut kompetent halte und dann, lieber Leser, worüber sollte ich denn ein Buch schreiben, wenn ich mich durch derartige Feinfühligkeiten zurückschrecken ließe?

Mit allzuviel Rücksicht kommt man zu gar nichts.

„Ich nehme keine Rücksicht, ich nehme Fisch", sagte einmal ein Gast, als er sich zu viel Fisch auf den Teller legte und man ihn bat, doch Rücksicht auf die andern zu nehmen. —

Nur an dem Beispiel, wie man es n i c h t machen soll, an dem vielleicht krassen Beispiel, lernt der Leser.

Da ist erstens einmal in bezug auf die Kleidung so manches zu erwähnen, was viele nicht ahnen und was quasi den Urquell der Vornehmheit bildet.

Die haarsträubendsten Verfehlungen sind da an der Tagesordnung.

Wie sieht es zum Beispiel aus, wenn jemand am Vormittag sich den Frack anzieht und damit zur Frau Rosenblüh zum Mittagessen geht. — — Er braucht nur einen Gulaschfleck auf der Weste zu haben und die ganze Elektrische, in der er zur Frau Rosenblüh fährt, ruft: „Kellner — zahlen!"

Darum, o Leser, ist es wichtig, daß du, wenn du zum Mittagessen eingeladen bist, ja nicht im Frack, sondern im Smoking erscheinst. — Das ist schicklich, da kann niemand etwas reden und man bleibt im Rahmen des Möglichen. —

Ich möchte nur bemerken, daß dieser Ratschlag nicht nur zutrifft, wenn man zur Frau Rosenblüh geladen ist, sondern in dem Fall ist der Name „Rosenblüh" ganz willkürlich gewählt und ich lehne jede Anfrage, ob dies auch für Frau „Mandelblüh" gilt, auf das energischste ab. — —

Überhaupt möchte ich bemerken, daß alles, was ich sage, speziell Namen betreffend, allegorisch aufzufassen und nicht persönlich zu nehmen ist.

Sollte einer meiner Leser nicht wissen, was allegorisch ist, so kann ich ihm nicht helfen, denn ich bin doch nicht dazu da, alles zu erklären was ich schreibe.

Meine Art zu schreiben setzt eben ein gewisses Fundament von Bildung voraus, dessen man nicht entraten kann, trotzdem ich mich bemühe, so volkstümlich, als es eben geht, zu bleiben. —

Wenn du, mein geliebter Zeitgenosse, Schopenhauer oder Nietzsche liest, so hast du ja auch keine Ahnung, um was es sich handelt, also kann es auch bei mir einmal vorkommen, daß du hie und da, von der Schwere der Lektüre übermannt, nicht weiter kannst. — —

Um nun meinem umfangreichen Stoff in recht übersichtlicher Form gerecht zu werden, halte ich es für ratsam, eine Einteilung zu machen, mit Kapiteln und Überschriften, die auf die betreffende Situation passen, damit der Leser das Buch als Nachschlagewerk benutzen und sich alles Wissenswerte über den Zustand, in dem er sich gerade befindet, heraussuchen kann.

Beginnen wir also chronologisch.

Chronologisch kommt von Chronos.

Chronos war ein bedeutender Uhrmacher im Mittelalter, der unter der Regierung Willibalds des Katastrophalen eine große Rolle spielte. Er starb achtzigjährig im Teutoburger Walde an Säuferwahnsinn. — Manche-Leute behaupten, Zeus habe ihn erschlagen. Das ist falsch, denn erstens hat Zeus um diese Zeit gar nicht mehr gelebt und w e n n er gelebt hätte, so hätte er bestimmt andere Sorgen gehabt.

Der Leser möge chronologisch ja nicht mit chronisch verwechseln, das ist nämlich ganz etwas anderes.

Wenn eine Sängerin sehr stark tremoliert, so sagt man, sie habe einen chronischen Triller.

Also beginnen wir chronologisch.

DIE MORGENTOILETTE

Diese sei sorgfältig. — Man wasche sich. — Wasche sich, wenn es halbwegs tunlich ist, mit Seife. —

Das Sichnichtwaschen und nachträglich mit allen möglichen stark riechenden Essenzen Anschütten, so daß man glauben muß, in der Gesellschaft befinde sich ein krepierter Wiedehopf, ist sowohl vom hygienischen als auch vom gesellschaftlichen Standpunkte aus zu perhorreszieren.

Was mußt du, o Leser, auf deine Umgebung für einen Eindruck machen, wenn du einen ungewaschenen Hals hast, deine Nägel entweder abgebissen oder mit Trauerrändern versehen sind und du intensiv nach Moschus riechst.

Nun das Ankleiden.

Es gibt verschiedene Gelegenheiten, zu denen man von seinen Mitmenschen eingeladen wird. —

Nach diesen ist also die Kleidung zu wählen.

Da ist erstens einmal:

DAS FRÜHSTÜCK

Déjeuner — heißt es französisch. —

Es macht sich gut, das Frühstück recht oft „Déjeuner“ zu nennen, das schafft Autorität und verrät das Beherrschen der französischen Sprache. —

Überhaupt sei es tunlichst zu pflegen, in die Unterhaltung einige französische Brocken einzuflechten.

Ein hie und da, allerdings nicht allzuoft, verwendetes „bon" macht sich gut. – Mit Vorsicht ist „quelle horreur" zu verwenden, weil bei diesem Wort der jeweilige deutsche Dialekt dem Sprecher im Nu den Nimbus des Franzosen rauben kann.

„O lala" verrät den Pariser, ja nicht zu verwechseln mit „Oi weh", – was einen lähmenden Eindruck machen dürfte.

Natürlich darf man nicht übertreiben, weil man sonst den Leuten auf die Nerven fällt.

Man erscheine also zum Déjeuner, wie eingangs bereits festgestellt, im Smoking und trachte zu diesem, wenn irgend angängig, kein farbiges Hemd zu nehmen. – Da ist schon eine weiße Gummihemdbrust vorzuziehen. – Nur hätte man darauf zu achten, daß diese wirklich die Brust bedeckt und nicht rechts und links das Jägerleibchen vorblicken läßt. – Dies wäre besonders zu vermeiden.

Sehr praktisch sind dazu passende Kragen und Röllchen, die leicht mit einem feuchten Lappen derart abgewischt werden können, daß sie stets einen sauberen, ich möchte fast sagen, einen neuen Eindruck hervorrufen. –

Freudig bewegter Leser, erscheinst du so, bist du in jedem Gesellschaftszirkel der Mittelpunkt.

Bevor man das Lokal der Einladung betritt, vergewissere man sich vorerst, ob man auf der Straße nicht in irgend etwas hineingetreten ist. Es würde gewiß einen unverwischlichen Eindruck machen,

wenn man so in den Salon träte und die ganze Sache auf die Perserteppiche der Hausfrau schmierte.

Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich der Befürchtung Raum gebe, daß man dann nie mehr eingeladen werden würde, was, namentlich, wenn in dem gastlichen Hause die Küche gut ist, schwer ins Gewicht fallen könnte. — Wenn du dich also bezüglich der Propertät deiner Stiefel geprüft hast, o Leser, dann klingle. —

Klingle leise. —

Reiße die Glocke nicht ab, denn das verrät den Gefräßigen, der es schon nicht mehr erwarten kann.

Bist du dann im Vorzimmer und wirst vom Stubenmädchen empfangen, grüße herablassend. Berühre das Mädchen nicht, es sei denn, sie sei hübsch und niemand da, der zuschaut.

Ziehe dir die Oberkleider aus — wohlgemerkt, nur die Oberkleider — und gehe in den Salon, wo bereits einige Menschen verlegen herumsitzen, die alle nur den einen Gedanken haben: „Gott, wenn doch schon gegessen würde!“ Aber sie sagen es nicht.

Du darfst dies auch nicht tun. Du kannst ja nach einer gewissen Spanne Zeit, scheinbar scherzhaft, der Hausfrau zurufen, daß du nicht zum Vergnügen, sondern zum Essen hergekommen bist — womit du dich gleich als Humorist beliebt machst.

Bist du groß und stark, setze dich nicht.

Ich spreche aus Erfahrung. Jedes Sofa oder gar jeder Fauteuil bricht entzwei, ist zum Wegwerfen, und glaube mir, wenn auch die Hausfrau zehnmal

sagt: „Ach, das macht ja nichts“, so wünscht sie dich doch dorthin, wo der Pfeffer wächst und wo es keine Möbel gibt.

Ich habe früher, als ich in puncto gesellschaftlichen Schliffs noch nicht so vollkommen war, fast in jedem Hause mehrere Sitzgelegenheiten zerbrochen. —

Das war infolge des Gewichtes.

Deshalb bilde es deine Grundregel, wenn du über hundertfünfzig Kilo wiegst, dich an die Mauer zu lehnen und zu stehen.

Bei neugebauten Häusern wäre sogar das Andiemauerlehnen zu widerraten.

In besseren Gesellschaften bekommt man meistens eine Tischdame.

Diese sei dir heilig, du hast sie zu unterhalten und dich darum zu kümmern, daß nicht nur du deinen Teller bis zum Rande voll hast. Nein, auch für sie mußt du sorgen, geistig und leiblich.

Alle jüdischen Witze, die du auf Lager hast, mußt du ihr erzählen, aber mit der Pointe so lange warten, bis sie geschluckt hat, weil sie sonst leicht erstickt und ein Todesfall immer einen gewissen Mißton in die Gesellschaft bringt.

Also auch da sei Mäßigung am Platze.

Ist eine Tischdame hübsch, so ist es der andern Leute wegen zu empfehlen, die Hände möglichst a u f dem Tisch zu behalten, um allen Verdächtigungen, mit denen unsere lieben Mitmenschen gleich bei der Hand sind, die Wurzeln auszureißen.

Lasse es dir, o Leser, n i e einfallen, deine Tischdame zu kitzeln. Wenn sie schreit, sieht alles auf

dich und du bist gezwungen, dich, wenn du halbwegs feinfühlig bist – zu schämen.

Kitzle sie, wenn du mit ihr allein bist, dann wird sie auch nicht schreien.

Strenge verpönt ist es in der guten Gesellschaft, die von dir abgenagten Knochen deiner Tischnachbarin auf den Teller zu legen, mit der Begründung, daß du auf deinem Teller keinen Platz mehr hast.

Wenn du in ein Haus, wie zum Beispiel das meine, mit besonders gut geschultem Personal kommst, so trachte, dich und deine Tischdame, beim Servieren von Soßen, rückwärts mit einem Linoleumtuch zu bedecken, weil bis jetzt noch jeder meiner Gäste den Rücken mit wohlschmeckender Soße bekleckert bekam.

Ziehe dies in Erwägung! –

Liegt auf einer Schüssel nur noch ein Stück, so biete es deiner Dame zuerst an, so Gott will, nimmt sie es nicht.

Du kannst es ja für alle Fälle so anbieten, daß sie zögert. Dieses Zögern benützt du und sagst schnell: „Ah, ich bekomme einen Korb. – Da muß ich mich erbarmen!" – und ißt schon.

Leser – du kannst überzeugt sein, daß du bei diesem Rezept nie fehlgehen wirst.

Freilich, Übung gehört dazu. –

Ich kann nicht verlangen, daß du alles so meisterhaft machst, wie ich, aber die Anleitung ist die richtige. Pädagoge bin ich, das steht außerhalb jeden Zweifels.

Du darfst zum Beispiel niemals den Zucker mit

der Hand in den Kaffe geben. In jedem vornehmen Hause liegt eine Zange dabei. Aus Silber. Du nimmst zuerst den Zucker in die Hand, steckst diesen in die Zange und wirfst ihn, wohlgemerkt mit der Zange, in den Kaffee oder Tee. —

Wenn Spargel serviert wird, schneide dir nicht alle Köpfe ab und lege sie auf deinen Teller mit der Motivierung, daß dies das Beste sei. — Mit solchem Benehmen macht man sich äußerst unbeliebt.

Was nun das Essen an sich betrifft, so schlinge man nicht, reiße es dem Nachbar nicht aus der Hand oder schreie über den Tisch hinüber: „Mir! — Mir zuerst!" —

Es ist ja unangenehm, wenn serviert wird, du der Letzte bist und zusehen mußt, wie man dir all' deine Lieblingsstückchen wegnimmt und nur den Pofel auf der Schüssel läßt.

Ich leide in dieser Beziehung ja auch betrübliche Qualen; aber da heißt es, sich beherrschen, da kommt eben der Moment, wo wir Menschen uns vom Tiere unterscheiden.

Der Tschammi frißt dem Schnauzi das schönste Stückel weg, wenn er es erwischt, und der Schnauzi knurrt den Tschammi an, weil er sich darüber ärgert. — Die Tiere kennen noch keine Etikette und können sich nicht verstellen, darum sind sie auch so prachtvolle, anständige Geschöpfe.

Wenn du bei irgendeiner Speise nicht weißt, wie sie gegessen wird, schäkere mit deiner Nachbarin und beobachte inzwischen, wie es die andern machen. —

Allerdings kann es in besonders gewählter Gesell-

schaft vorkommen, daß dies die andern auch tun und kein Mensch zu essen anfängt. –

Dann ißt du eben wie es dir paßt, die anderen werden es d i r nachmachen und du stehst als Vorbild da.

Über den richtigen Gebrauch der Eßwerkzeuge, so da sind: Löffel, Gabel und Messer, wären äußerst vitale Eröffnungen zu machen. Die Gabel darfst du auf keinen Fall zum Ausstochern der Zähne verwenden, weil dies schlecht für die Zähne ist – und noch weniger zum Amkopfkratzen. – Dazu ist der weniger spitze Löffel da. –

Auch möchte ich warnen, den Zahnstocher zum Ausputzen der Ohren zu benützen, das Trommelfell könnte leicht verletzt werden.

Dann noch etwas. – Das Messer soll nie in den Mund genommen werden, besonders wenn es scharf ist, weil – also der Grund ist nebensächlich – es genügt, wenn ich sage, man soll es nicht tun.

Wenn die Hausfrau sagt: „Ach bitte, nehmen Sie doch noch ein Stück", so wäre es ein grober Fehler zu antworten: „Ich danke, nein, mir ist von dem bereits Gegessenen schon übel."

Du lehnst nur bescheiden ab: „Nein – nein – unmöglich." – Du kannst bei dieser Gelegenheit fallen lassen, daß du ein schwacher Esser bist, vielleicht glaubt man es dir.

Fast hätte ich vergessen zu betonen, daß du dir die Serviette nicht um den Hals binden darfst. – Tust du dies, so begleite es mit einem Scherzwort und sage, es sei dir bewußt, daß sich so etwas nicht schickt, aber du tätest es dennoch, weil du die zermürbende

Sorge nicht bannen könntest, daß du dich sonst ankleckern würdest.

Man wird lachen, wird dich originell finden und du bist diese Sorge wirklich los. — —

Wenn du im gesellschaftlichen Umgang vorgeschrittener, geübter bist, mein durchgeistigter Leser, so ist es zu empfehlen, daß du das Original herausbeißt, das heißt, alles tust, was man nicht tun darf, und dich über dich selber lustig machst. —

Man wird es drollig, urwüchsig und sympathisch finden und du kannst machen was du willst. —

So mache ich's. — Freilich, ist man bei mir davon durchdrungen, daß ich in puncto Schliff unantastbar bin. —

Ich bin allerdings nur dort originell, wo es mir bequem ist und es gibt zum Beispiel Sachen, die sogar ich nicht tue. —

Es gibt für alles Grenzen, auch für das originellste Original. —

Deiner mimosenhaften Feinfühligkeit, mein erschöpfend begreifender Leser, sei es anheimgestellt, wie weit du gehen darfst.

Das wäre, glaube ich, alles, was während des Essens zu beobachten ist, nur möchte ich hinzufügen, daß es nicht gut angeht, falls dieses ein Schlangenfraß ist, laut, wie im Restaurant, darüber zu schimpfen. — In diesem Falle und namentlich, wenn du neben der Tochter des Hauses sitzt, schütze eine strenge Diät vor, die andern Gäste werden dich verstehen und beneiden. Schimpfen, kritisieren und nörgeln darfst du erst später; im Hause selbst ist es nicht opportun. —

Schlimmstenfalls, wenn man einfach nicht mehr anders kann, darf man schon auf der Stiege mit dem Ausrichten des Gastgebers beginnen. —

Sonst ist es allerdings Sitte, daß dies erst beim Haustor geschieht.

Nun erhebt sich die Hausfrau, hebt die Tafel auf und sagt verbindlich: „Mahlzeit!“ — Das heißt, daß nichts mehr kommt, daß du genug gegessen hast, daß die Gemütlichkeit, wenn solche bestand, zu Ende ist und du in einen andern Raum zu gehen hast, um das abzusitzen, was du gegessen hast.

Du küßt deiner Tischdame die Hand, führst sie in den Salon, legst sie dort ab und sie ist für dich erledigt. —

Deine Pflicht als Kavalier ist getan.

Nun trachtet man, eine Zigarre zu bekommen. — Nimm aber nur eine. — Die Auffassung, daß man sich die Taschen anfüllen dürfe, ist falsch und erregt Befremden.

Nun, mein witziger Leser, ist der Augenblick da, wo du mit deinen schillernden Geistesgaben paradieren kannst, nun zeigt es sich, ob du Konversation zu machen verstehst — ein Salonlöwe bist.

Herrlich ist es, wenn du dich in irgendeiner Form produzieren kannst. Kunststücke sind sehr beliebt. — Du ziehst der Tochter des Hauses einen Silbergulden aus der Nase, sie verliebt sich in dich und du wirst wochenlang täglich eingeladen.

Solltest du aber mit den Ohren wackeln können, so bedeutet das einen Haupttreffer. — Ich kann es. —

Selbstverständlich will ich damit nicht sagen, daß du, hochbegabter Leser, die ganze Zeit mit den Ohren

wackeln sollst. – Dem sei Gott vor. – Das wäre auf die Dauer ermüdend. –

Wenn der Augenblick des Abschiedes kommt, so gehst du zur Hausfrau, küßt ihr galant die Hand, lobst das Essen, bemerkst, daß man das ranzige Fett nicht herausgeschmeckt habe und auch nicht merken konnte, daß zu wenig da war, weil sich kein Mensch etwas zu nehmen getraute. –

Man hüte sich, die Scherzworte: „Das Essen war gut und reichlich, aber weit über Ihre Verhältnisse, auch hat man nicht empfunden, daß mit Lanolin, Marke Pfeilring, gekocht wurde –", zu sagen, weil sie so alt sind, daß man bei der Hochzeit von Kanaan schon ein paar Ohrfeigen bekommen hat, wenn man diese humorvolle Bemerkung machte.

Hat man sich empfohlen, geht man ins Vorzimmer, läßt sich von dem Stubenmädchen in den Oberrock helfen und nun ist es gestattet, sie, wenn sie hübsch ist, zu berühren. –

Mit dem Trinkgeld teile man es sich so ein, daß man mit mehreren zusammen gibt, da merkt die Schickse nicht, wie wenig sie bekommen hat.

DINER, SOUPER ODER NACHTMAHL

Ungefähr dasselbe, was ich über das Déjeuner sagte, gilt auch für das Diner, Souper oder Nachtmahl, nur ist eine gewisse Änderung in der Kleidung zu beobachten.

Siehst du, mein geneigter Leser, hier ist der Frack am Platz, da gehört er her. Und wenn du Orden hast, so hänge sie dir um. Hast du keine, so hänge dir auch welche um, je klobiger, desto besser.

Ich hatte eine Kollegin, die war besät mit Orden und Bändern. – Wenn man näher hinsah, so erblickte man meist Vogelschutzmedaillen, die sie am Bande des schwarzen Adlerordens trug. Heute kannst du dir ruhig Kommandeure und Ordensketten umhängen, so viel du willst, es kräht kein Hahn danach, nur von Großkreuzen, die an einer breiten Bauchbinde um den ganzen Leib zu tragen sind, möchte ich abraten, um dem Omen der Unwahrscheinlichkeit aus dem Wege zu gehn.

Das wäre also die Toilette, nur mußt du zum Souper, statt um ein Uhr mittags, um acht Uhr abends gehen und zum Frackanzug keine gelben Stiefel anziehen. Wesentlich anders ist es schon bei der

JAUSE

Das ist eine Einrichtung, bei der man leider nur Tee und bestenfalls Sandwiches bekommt, die gewöhnlich derart aufgelegt werden, daß man die kleinsten Lücken sofort merkt.

Wenn ich zum Beispiel Jausengäste habe, so ist infolge dieses unangenehmen Arrangements ein vorheriges Naschen und Wegessen ausgeschlossen, da ich mir sonst bei der Dame des Hauses, in diesem Falle meiner Frau, die tiefstschürfendsten Unannehmlichkeiten zuziehe.

Man ist infolgedessen nur der Gesellschaft wegen da.

In den meisten Fällen heißt so eine Jause „Jour".

Ein Jour ist fast immer entsetzlich, weil er der Tochter des Hauses Gelegenheit gibt, ihre Kenntnisse auf musikalischem Gebiet den hilflosen Gästen zu versetzen, die sich das gefallen lassen müssen.

Nun werde ich, als gesellschaftlich geschulter Gast, während die Tochter des Hauses geigt oder der Sohn, mit der Zunge anstoßend, eigene Gedichte deklamiert, unter keinen Umständen meiner Umgebung Gesichter schneiden und diese dadurch zum Lachen bringen, weil die Vortragenden sonst leicht der Annahme zuneigen könnten, daß man sie verhohnepiepeln will.

Selbst wenn du das unstillbare Sehnen hast, die geigende Tochter oder den zuzelnden Sohn mit dem Bechsteinflügel zu erschlagen, darfst du das nicht tun, denn das wäre eine Zügellosigkeit, die man dir bestimmt und mit Recht übel nähme. —

Du kannst, wenn du gemütvoll veranlagt bist, deinem Nachbar, scheinbar unabsichtlich, auf den Fuß treten, der bricht zusammen, muß gelabt werden, wird zu diesem Zweck weggetragen und du hast einen Grund, dich aus dem musikalischen Bereich zu entfernen und nach dem Zustand des von dir Getretenen zu sehn.

Hast du das Herz nicht, einen unschuldigen Leidensgenossen zu verkrüppeln, so bleibe sitzen und lächle. — Koche innerlich — aber lächle!

Wenn die Haustochter ihr Kratzioso zu Ende gespielt hat, setze dich unauffällig auf ihre Geige, weil sie sonst noch eine Zugabe schenkt.

Wenn der Sohn länger als eine Stunde ohne Pause rezitiert, wirf die Lampe um, es entsteht ein Brand, es wird der Minimax geholt und während gespritzt wird, kann der Knabe nicht deklamieren.

Bei Jours ist eine Erleichterung gestattet. Du kannst kommen und gehen wann du willst.

Kommen mußt du bald, weil sonst die Sandwichesschüsseln alle kahl gegessen sind und dein Besuch dann jedes Zweckes entbehrt. —

Gehen kannst du, sowie du satt bist, — Sandwiches einzustecken und mitzunehmen ist nicht üblich.

Beim Weggehen ist es entschieden nicht dem guten Tone entsprechend, daß du dir den besten Überzieher, Hut und Regenschirm aussuchst und deinen Pofel dort hängen läßt, weil du nie die Garantie haben kannst, daß es nicht aufkommt.

Dasselbe gilt für die Galoschen, selbst wenn sie dir passen. —

Dies wäre also das Wichtigste über das Benehmen in der guten Gesellschaft. Das Ganze ist ein zwar kurzer aber dennoch ziemlich erschöpfend gefaßter Lehrgang, ein erstklassiger Kavalier, Lebemann und Salonlöwe zu werden.

Ich mache diese kulturelle Angelegenheit meinen Lesern zum Geschenk und hoffe, daß diese es zu schätzen wissen.

Ich rechne bestimmt mit der Dankbarkeit meiner lieben Leser!

Der Opernführer

Wie oft wurde ich von meinen Freunden über den Inhalt der Opern befragt. Wie oft hörte ich betrübt lächerlich auseinandergehende Meinungen – haarsträubende Auffassungen.

Da dieses Buch ja den eigentlichen Zweck verfolgt, meine Leser zu belehren, ihnen Schätze des Wissens und der Aufklärung mitzugeben – so habe ich mich entschlossen, verschiedene Opern zu erklären und auf diese Weise purifizierend, Platz gegriffene Irrtümer zu beseitigen.

Ich weiß, diese mir gestellte Aufgabe ist schwer – sehr schwer! Aber mein pädagogisches Genie wird alle Schwierigkeiten lächelnden Antlitzes, spielend, überwinden und es wird mir bestimmt gelingen, Licht in die dunkelsten Opernabgründe zu bringen, dem Leser Perspektiven zu eröffnen, die ihn erschauern machen – ihn beglücken.

Bevor ich nun daran gehe, die Opern zu erklären und in die tiefsten Tiefen ihres Inhalts zu schürfen – muß ich erst dem lieben Leser ein paar Worte über den Beruf eines Sängers im allgemeinen und den eines Tenors im besonderen sagen.

Der Beruf eines Sängers ist schwierig, der eines Tenors noch schwieriger.

Man bedenke – fast in allen Rollen hat er im letzten Akt zu sterben.

Man liebt. – Man wird zwar fast immer wieder-

geliebt, aber da ist stets einer da — meist der Bariton — der in die Suppe spuckt — der Klötze in den Weg wirft.

Was habe ich davon, wenn der Nebenbuhler verschmäht wird, wenn ich „derjenige bin — welcher", aber im letzten Akte sterben muß.

Wo ist da der Vorteil? — Die Mezzie?

Es ist und bleibt eine aufreibende Tätigkeit, die sich à la longue auf das Nervensystem auswirkt.

Das Unangenehmste im Leben, etwas, was andere Menschen ein einziges Mal im Erdenwallen durchzumachen haben — wiederholt sich bei mir dreimal wöchentlich.

Ist es da ein Wunder, wenn man ununterbrochen in einer seelisch-verzweifelten Stimmung herumgeht? — Angesichts der vielen Todesqualen, die immer wieder bevorstehen, erschüttert ist?

Ich bin zum Beispiel ohne jede Pause — mit Ausnahme der Opernferien, ergriffen.

Allerdings stirbt man mit der Zeit ganz behaglich — legt sich hin und die Sache ist erledigt.

Aber bis man es soweit bringt, auf der Bühne in Verwesung überzugehen, ohne daß sich die Leute schieflachen — das dauert lange.

Man veranschauliche sich nur einmal die vielen Variationen von Todesarten.

Bis man es dahin gebracht hat, daß man die verschiedenen Tode auseinanderhält und richtig darstellt, wird man Großvater. — Ich bin soweit.

Bei mir weiß das Publikum sofort: Aha — der hat sich erschossen — den hat der Wüstenwind Samum getötet — der ist auf dem hohen B verhungert.

In meiner Jugend – sagen wir in meiner zartesten Jugend – in Brünn, starb ich eines Abends in der Oper Lukrezia Borgia an Gift. – Am Gift der Borgia!

Das Publikum lachte aus vollem Halse und war selten aufgeräumt.

Der erste Kritiker schrieb: Herr Slezak sollte an dem Gift der Borgia sterben. – Er spielte eine Bauchfellentzündung und übertrieb derart, daß das Publikum mit Freuden konstatieren konnte, daß der treffliche junge Künstler diese Krankheit noch nie gehabt hat. Am Gift der Borgia zu sterben muß der strebsame junge Mann noch lernen.

Ich habe diesen Fingerzeig benutzt, und strebsam, wie ich war, übte ich den Gifttod durch Wochen hindurch. – Was das für eine Mühe machte, geht auf keine Kuhhaut und das Tragische dabei war nur, daß sich immer wieder Leute fanden, denen gellende Lachsalven von den Lippen flossen, die ansteckend auf „die tausendköpfige Hydra" Publikum wirkten.

Acht Komiker hätte man mit dem Gelächter beglücken können.

Seit der Brünner Zeit bin ich nicht mehr am Gift der Borgia gestorben, – aber ich bin überzeugt, daß es mir nun, angesichts der erworbenen Reife, bestimmt gelingen würde.

Und das ist nur e i n e Todesart.

Nun gibt es deren so viele. – Diese nicht zu verwechseln setzt schon eine große Summe von Intelligenz und Anpassungsvermögen, ja, ich möchte fast sagen, Genialität voraus, denn, wenn man, Gott behüte, die letalen Ausgänge durcheinanderbringt – ist man erledigt.

Es genügt nicht, die Augen zu verdrehen, so daß man nur das Weiße sieht und, mit einem hörbaren Knall zu Boden fallend, sein Leben auszuhauchen. Nein – das muß alles nach der Musik gemacht werden. Man kann da nicht, wie man will – man muß so, wie es der Komponist vorschreibt – und das ist das Unangenehme.

In erster Linie muß man seine Rolle können – oder zumindest – um nicht allzu kraß zu werden, approximativ im Bilde sein, um was es sich handelt.

Da hat es ein Kollege vom Burgtheater, ein Schauspieler, diesbezüglich herrlich. Wenn der zu Tode getroffen ist – legt er sich vorne in die Rampenmitte – seufzt ein paarmal – röchelt ein Weilchen, wenn ihm nichts einfällt, wartet er, bis er vom Einsager einen Brocken seiner Rede zugeschmissen bekommt, und stirbt gemütlich.

Das ist der Grund, warum die meisten Kollegen vom Schauspiel vor dem Souffleurkasten sterben.

Bei uns Tenoristen ist das unmöglich, bei uns gibt es kein Seufzen, kein Röcheln – weil uns sonst die Musik davonrennt und wir im Nu keine Ahnung haben, wo wir uns befinden, und dann n u r auf Seufzen, Röcheln oder innerliches Erleben angewiesen sind.

Wenn einem Kollegen vom Schauspiel etwas aus seiner Rolle später einfällt, so kann er es immer noch irgendwie einflechten oder anbringen.

Bei unserem Geschäft ist das ausgeschlossen. – Wir müssen jedes späteren Einflechtens entraten.

Trotz all der Schwierigkeiten, die wir zu überwinden haben, und trotz der ungeheuren Gaben, mit

denen wir Tenoristen ausgestattet sein müssen, trachtet man immer, uns als „geistig nicht ganz auf der Höhe" hinzustellen.

Eine Ungerechtigkeit, die mir Falten der Empörung auf die Stirne zaubert.

Doch ich will nicht mit meinem Schicksal hadern und meine Leser mit den Zerrissenheiten meiner Seele anöden, sondern versuchen, den Inhalt und die Hauptmomente einiger Opern objektiv und ohne jede Voreingenommenheit oder gar Gehässigkeit wiederzugeben, damit viele Unklarheiten beseitigt werden, die den wissensdurstigen Opernbesucher quälen und beunruhigen.

Es ist natürlich, daß ich nicht alle Opern erklären kann, die es gibt, oder gar die, die ich gesungen habe. Das ginge zu weit, aber die wichtigsten, die des Erläuterns bedürftigsten will ich, soweit ich es vermag, zu enthüllen versuchen.

Wenn mir dies gelingt, fühle ich mich reich belohnt.

LOHENGRIN

Das ist eine sehr komplizierte Sache und ich muß meinen lieben Leser ernstlich bitten, recht aufmerksam zu sein, um sich aus dem Wirrsal der Handlung herauszufinden und zu wissen, um was es sich eigentlich handelt.

Jedermann weiß, daß in früheren Zeiten sehr viel gezaubert wurde. Man verwandelte damals die schönsten Jünglinge — meistens Prinzen — in alle möglichen Tiere, und oft, wenn man der Meinung war, einen echten Harzer Kanari im Zimmer zu haben,

entpuppte sich dieser eines Tages als verzauberter Erzherzog, den eine neidische, miese Fee in diesen Roller verwandelt hatte.

Also das kommt heute nicht mehr vor. –

– Wenn der Vorhang in die Höhe geht, ist die Bühne gespickt mit Mannen. – Sie werden mich korrigieren wollen und sagen: „Männern!"; aber es heißt d o c h Mannen – die planlos mit den Schwertern auf ihre Schilde schlagen und singen.

König Heinrich sitzt unter einer großen Eiche, hat einen langen Umhängebart und hält Gericht. –

Telramund, ein Edler, hat eine Klage gegen Elsa von Brabant eingereicht und behauptet, sie habe ihren Bruder, den kleinen Gottfried, umgebracht. –

Der König glaubt es nicht, und es ist auch nicht wahr.

Elsa wird vorgeladen, wird gefragt – sie leugnet.

Wer hat recht? – Der Telramund oder die Elsa?

Bald hätte ich vergessen zu erzählen, daß Telramund verheiratet ist und seine Frau Ortrud heißt. – Übrigens eine recht düstere Dame – die eigentlich Telramund zur Überreichung der Klage veranlaßte.

In alten Zeiten war das Gottesgericht modern. –

Wenn man nicht wußte, ob jemand schuldig oder unschuldig war, so ließ man zwei Männer miteinander kämpfen, und derjenige der unterlag, war der Verbrecher.

Eine äußerst unsichere Angelegenheit.

Telramund fordert jedermann auf, sich für Elsas Unschuld zu schlagen. –

Trotzdem keiner der Ritter die arme Elsa dieser Gemeinheit für fähig hält, läßt sich, trotz wieder-

Lohengrin kommt an, wird von allen Seiten beleuchtet — — —

holten Blasens auf der Trompete, keiner von ihnen in dieses Gedränge ein. Da befiehlt der König, noch einmal zu blasen.

Plötzlich sieht man von weitem einen glänzenden Ritter in einem Kahne stehen, der von einem schneeweißen Schwan gezogen wird.

Der Chor der Mannen brüllt durcheinander, zeigt auf den Ritter und schaut krampfhaft auf den Kapellmeister, was aber offenbar nicht viel nützt, denn sie sind untereinander vollständig verschiedener Ansicht, was der Lateiner „Tohuwabohu" nennt. —

Lohengrin kommt an, wird von allen Seiten beleuchtet, und singt das Schwanenlied, einen Viertelton zu tief.

Der Schwan merkt das, darum fährt er davon.

Nun kommt das eigentlich Interessante. —

Telramund bebt hörbar, aber er läßt nicht nach, er darf auch nicht, weil es so vorgeschrieben ist.

Zuerst geht Lohengrin zu Elsa und sagt ihr, daß er für sie kämpfen werde, und ob sie seine Frau werden wolle. Dies könne jedoch nur unter der Bedingung geschehen, daß sie ihn nie frage, wer er sei und woher er komme. —

Also eigentlich eine Zumutung! — Man soll nicht wissen, mit wem man das Vergnügen hat. — Eine wilde Sache.

Sie schwört, er geht hin, besiegt den Telramund, schenkt ihm das Leben, die Ortrud zerspringt, Elsa fliegt dem Namenlosen um den Hals, die Mannen schlagen freudig bewegt mit ihren Schwertern auf die Schilde, der König streicht seinen Umhängebart, gibt seinen Segen und der Vorhang fällt.

Dies ist der erste Akt.

Im zweiten Akte ist es vor allem einmal finster. —

Unheimlich lange Vorwürfe und gegenseitige Anklagen ertönen aus irgendeiner Ecke. — Ortrud und Telramund streiten sich. — Er nennt sie eine Genossin seiner Schmach und sie ist auch sehr unfreundlich mit ihm.

Nach langem Hin und Her beschließen sie, Elsa neugierig zu machen und ihr den Lohengrin zu verekeln.

Im Mittelalter erschien in der Nacht vor der Hochzeit die Braut immer auf dem Söller und sprach mit dem Monde, oder, wenn keiner da war, mit dem „Zephir".

Das sind lauter Übertriebenheiten, die man heute nicht mehr macht, weil man sonst für blödsinnig gehalten werden würde.

Während die Braut mit dem Zephir plaudert, seufzt Ortrud unten so laut, daß Elsa es hören muß.

Sie geht hinunter, liest Ortrud von der Schwelle auf und nimmt sie zu sich in den Palast. — Das war das Dümmste, das sie tun konnte.

Beim Brautzug erscheinen die gewiegtesten Chordamen als Brautjungfern und streuen Blumen. — Die Mannen beteiligen sich am Schreiten und singen in Synkopen. — Alles wallt majestätisch zur Kirche, da plötzlich drängt sich Ortrud vor Elsa und behauptet, sie gehöre nach vorne.

Es erhebt sich eine große Aufregung, und mitten in diesen Wirbel kommt der König mit Lohengrin. — Der überschaut sofort die ganze Situation und schleudert Blitze aus seinen Augen. — Er geht zu Elsa,

nimmt sie beiseite und sagt ihr, sie solle sich ja nicht aufhetzen lassen und ihn fragen, weil er sonst sofort abreisen müsse. – Elsa meint, daß sie gar nicht daran denke und froh sei, daß sie endlich einmal heiraten könne. Er drückt sie an seine Brust und sie schreiten weiter auf die Kirche zu.

Plötzlich, im letzten Moment, springt Telramund hinter einem Pfeiler hervor und beschimpft Lohengrin. – Sagt, daß er ein Zauberer sei, und daß die ganze Geschichte doch höchst merkwürdig wäre. – Man soll mit einem Schwan angefahren kommen, man soll den Schwan wieder wegschicken, kein Mensch soll fragen dürfen, wer man ist, keine Legitimation, keine Ausweispapiere, kein Visum – gar nichts! Deshalb erkläre er die ganze Sache mit dem Gottesgericht für Blech und verlange die Revision der Angelegenheit.

Kurz und gut, Telramund ist, nach seiner Meinung mit Recht, aufgeregt.

Aber wenn einmal ein Vorurteil zu jemandes Gunsten Platz gegriffen hat, so kann der machen was er will – er hat recht.

Telramund bekommt einen Stoß in den Magen und wird hinausgeschmissen. –

Lohengrin und Elsa setzen das unterbrochene Schreiten in die Kirche fort, die Mannen schlagen freudig bewegt mit den Schwertern auf ihre Schilde, und unter beifälligem Nicken des Königs fällt der Vorhang. –

Dritter Akt. –

Das Brautgemach. –

Lohengrin und Elsa werden von dem König her-

eingeführt, der, nachdem er den beiden praktische Winke diesbezüglich zuteil werden ließ, sofort wieder verschwindet. –

Der Zuschauer merkt schon an der Einrichtung, daß das eine sehr unerfreuliche Brautnacht werden wird.

Lohengrin singt so lange, bis ihn Elsa endlich fragt, welchen Geschlechtes er sei. Die Bombe platzt. – Zu alledem kommt noch Telramund herein und will Lohengrin erschlagen. – Der Anschlag mißlingt, Telramund fällt, von dem Blitze aus dem Auge Lohengrins getroffen, tot zu Boden. –

Er wird weggeräumt. –

Lohengrin sagt Elsa nichts. – Erst vor dem König will er reden. – Auch wieder eine Bosheit von ihm.

Während Elsa mit essigsaurer Tonerde gewaschen wird, fällt der Vorhang.

Verwandlung. –

Derselbe Platz wie im ersten Akt. – Der König erscheint hoch zu Roß. Dieses entledigt sich vor allem alles Innerlichen, während die Mannen siegesverlangend mit den Schwertern auf die Schilde schlagen. – Es soll in den Krieg gehen. – Jeder einzelne lechzt nach Heldentod. –

Lohengrin soll ein Bataillon übernehmen. – Er kommt herein und sagt, er könne nicht mitkommen. – Zum Glück habe ihn Elsa gefragt und nun müsse er heimwärts ziehen. –

Zum Zeichen der Trauer schlagen die Mannen mit den Schwertern auf ihre Schilde.

Elsa wird hereingebracht. – Sie wankt. – Entweder sie schreitet oder sie wankt.

Lohengrin stellt sich hin und singt die Grals-Erzählung.

Er sagt nichts Stichhaltiges, lauter Sachen, die er nicht beweisen kann und angesichts derer er von keiner Musterungskommission enthoben worden wäre. Aber alle glauben es. — Vielleicht tun sie nur so, weil es schon sehr spät ist, und niemand durch einen Einspruch oder durch eine Debatte die Vorstellung noch mehr in die Länge ziehen will.

Während Elsa nach Luft verlangt, verabschiedet sich Lohengrin und gibt ihr ein Horn, einen Ring und ein Schwert.

Auf dem Horn soll sie blasen lernen, den Ring soll sie behalten und das Schwert soll sie ihrem Bruder schenken.

Wie verwirrend!

Er geht.

Die Mannen schlagen zum Zeichen der Trauer mit ihren Schwertern auf ihre Schilde.

Plötzlich erscheint die Ortrud wieder. Sie gibt keine Ruhe. — Sie schreit, daß sie den Bruder in einen Schwan verwandelt habe, und daß sie an der ganzen Unannehmlichkeit schuld sei.

Lohengrin durchbohrt sie mit einem Blitz aus seinem Auge. — Sie stirbt. —

Der Schwan taucht unter, und es springt ein übertrieben wonniger Jüngling — ein Prinz — aus dem Wasser und umarmt Elsa.

Der kleine Gottfried! —

Da Lohengrin nicht ohne jedes Zugtier wegfahren kann, kommt eine Taube und zieht ihn fort — was sehr unwahrscheinlich ist.

Elsa wankt und schreit, da fällt Gott sei Dank der Vorhang, denn es ist schon sehr spät. –

Die Oper ist aus! –

DER PROPHET

Diese Oper zeichnet sich durch ungewöhnlich entwickelten Klimbim aus und ist für unsere Begriffe etwas fremdartig, daher möge der Leser seine konzentrierteste Aufmerksamkeit auf meine Enthüllungen richten.

Im Lande Westfalen taucht eine neue Lehre auf, welche drei schwarze Gestalten – die Wiedertäufer – verbreiten.

Franz, mein Garderobier, nennt sie, trotz mehrfacher Ermahnungen, hartnäckig „Winterteibeln".

Ich bin in dieser Oper ein Restaurateur und heiße Johann von Leyden.

Ich sage natürlich, daß ich adelig bin, das ist aber nicht wahr, sondern ich bin bloß aus Leyden, einer Stadt in Holland. – Das ist so, als wenn ich sagen wollte: Leo von Mährisch-Schönberg.

Johann hat seine Karriere in Harlem als Pikkolo in einem dortigen Kaffeehause begonnen, wo er noch „Schani" – genannt wurde. – Nach seiner Lehrzeit ging er nach Münster und konditionierte im Restaurant „Zur blechernen Röhre", als Speisenträger. Infolge seines einnehmenden Wesens avancierte er in Bälde zum Zahlkellner, damals hieß er – „Jean". – Weil er ein ganz besonderes Glück im Zusammenzählen hatte, machte er sich bald selbständig, kaufte sich in Leyden, seiner Vaterstadt, den Gasthof „Zum hohen C" und verlobte sich mit einem Mädchen

namens Bertha, die er in kürzester Frist zu heiraten beabsichtigte.

Seine Mutter Fides, die eine sehr tiefe Stimme hatte, ging unvorsichtigerweise mit Bertha, seiner Braut, auf die Straße, gerade als Graf Oberthal, der Landesherr, mit seinen Reisigen diese passierte.

Oberthal war ein Aviatiker. – Er flog auf hübsche junge Mädchen. – Nun herrschte damals die für regierende Grafen sehr angenehme Sitte, daß alle Bräute des Landes zuerst dem Landesvater angehören mußten, ehe sie in die Hände des Bräutigams kamen. Eine Sitte, die sehr häufig auf Widerspruch stieß und in den allermeisten Fällen auf eine Weise umgangen wurde, über die zu sprechen nicht in den Rahmen dieser Forschung gehört.

Oberthal sieht Bertha und, aus dem wahrscheinlich begründeten Gefühle heraus, in diesem Falle um seine ihm gesetzlich zustehenden Rechte zumindest verkürzt zu werden, läßt er Bertha verhaften und auf sein Schloß bringen.

Das Chorpersonal ist mit Recht aufgeregt und die drei Wiedertäufer schüren diese Aufregung durch Absingen lateinischer Gesänge.

Empört fällt der Vorhang.

Zweiter Akt.

Die Weinstube Johanns.

Der Vorhang hebt sich, übertriebene Fröhlichkeit wird bekundet, es wird getanzt, mit leeren Blechbechern angestoßen, Leute, die keine Becher haben, stoßen mit der Zunge an und schlagen sich herzhaft auf den Oberleib, zum Zeichen von Biederkeit.

Johann tritt, mit einem Kruge Wein bewaffnet, ein und schenkt planlos jedem ein, ohne auch nur im entferntesten an die materielle Seite der Angelegenheit zu denken.

Der scharfsichtige Zuhörer merkt sofort, daß er auf diese Weise als Gastwirt auf kein grünes Resultat kommen wird.

Er singt – dann schickt er die Leute weg, was ein bißchen erstaunlich anmutet. Ich würde es mir wenigstens sehr energisch verbitten, wenn ich in einem Restaurant wäre und der Inhaber würde mir plötzlich sagen: „Gehen Sie fort, meine Braut kehrt jetzt zurück, ich will allein sein."

Ganz abstrahiert vom Geschäftsinteresse, ist dies eine Flegelei gegen die Gäste und der Gastwirt riskiert, daß ihm kein Mensch mehr in seine Destille hineingeht.

Die drei Wiedertäufer bleiben sitzen und finden bei Johann eine gewisse Ähnlichkeit mit dem König David aus der biblischen Geschichte, die sie zu ihren Zwecken ausnützen wollen.

Sie fragen ihn, warum er so düster blicke.

Er sagt, er habe einen Traum gehabt, den er gleich erzählt.

Sie deuten ihm den Traum dahin, daß er begründete Aussicht habe, Gottes Sohn zu werden.

Er sieht sie zweifelnd an und hat das Gefühl, daß er gefrozzelt wird.

Die Wiedertäufer gehen ab.

Plötzlich reißt Bertha die Türe auf, stürzt atemlos ins Gemach und sagt, daß sie verfolgt werde.

Johann versteckt sie.

Oberthal poltert wütend herein und will wissen, wo sich Bertha verborgen hält.

Johann markiert den Ahnungslosen.

Da wird seine Mutter von den Knechten hereingezerrt und er vor die Wahl gestellt: entweder die Mutter getötet oder die Braut her!

Dieser Vorgang wirft ein ganz merkwürdiges Licht auf die damaligen Rechtszustände.

Johann kämpft mit sich, schließlich gibt er Bertha preis. Dafür singt ihm seine Mutter eine belobende Arie vor, die er kniend anhören muß.

Er knirscht mit den Zähnen, sinnt auf Rache, und schickt seine Mutter ins Bett.

In diesem Augenblick hört er den lateinischen Gesang der Wiedertäufer, ruft sie in die Stube, erinnert sie an den Traum und erklärt jetzt seine Bereitwilligkeit, als Gottes Sohn zu fungieren; allerdings erst, nachdem man ihm versicherte, daß er sich an Oberthal ausgiebig rächen könne.

Die drei schwarzen Herren versprechen ihm alles, stellen aber die Bedingung, daß er seine Mutter nie mehr sehen darf. Nach einem gewissen Zögern findet er sich mit dieser Vorschrift ab. Er stürzt fort und der Vorhang fällt. –

Dritter Akt. –

Das Land ist in Aufruhr.

Johann ist Prophet und überzieht die ganze Gegend mit Unannehmlichkeiten. Es wird gemordet, geplündert, geraubt, die Wiedertäufer haben Oberthal gefangen und zum Tode verurteilt.

Johann von Leyden tritt auf – wunderschön, in einem langen, weißen, wallenden Gewand, mit einer

glanzvollen Blechbrust und einem Schwert in der Faust. Das Prophetsein hängt ihm bereits sehr zum Halse heraus – er will zu seiner Mutter. Da eröffnet man ihm, daß diese augenblicklich sterben müsse, wenn er sie jemals wiedersähe.

Gerade wird Oberthal vorbeigeführt – zum Tode. – Johann erfährt, daß Bertha nicht tot ist, sondern von den Zinnen der Burg hinuntersprang und sich in Münster verborgen hält. –

Daraufhin tritt er unter seine Krieger, die aus lauter abgerissenen Vagabunden bestehen. – Sie wollten gerade auf eigene Faust, ohne das Protektorat des Propheten, plündern. Mit fürchterlicher Stimme zwingt er sie auf die Knie, nimmt eine Fahne zur Hand, schwenkt diese hin und her und singt zu dieser Schwenkerei eine Hymne, die den lieblichen Gesellen derart imponiert, daß sie wieder brav sind.

Damit etwas vorgeht, erscheint die Sonne und beleuchtet die ganze Szene.

Der Vorhang fällt.

Verwandlung. –

In dieser bettelt Fides teils mit Koloraturen, teils mit tieferen Tönen alle Vorübergehenden an.

Jeder gibt ihr etwas, sogar Applaus bekommt sie.

Über dieser Schnorrerei fällt der Vorhang. –

Vierter Akt. –

Der Höhepunkt. –

Der Dom, in dem der Prophet endgültig gekrönt werden soll.

Unter dem Volke ist auch die Mutter, die sich durch gewaltsames Singen unliebsam bemerkbar macht.

Johann tritt auf, die Krone auf dem Haupte, einen

wunderbaren Krönungsmantel um die Schultern, einen Riesenreichsapfel auf der Brust.

Alle Würdenträger des Landes, die sich nicht unter den Erschlagenen befinden, assistieren. Einer trägt das Schwert, ein anderer das Zepter, ein Dritter ein Buch mit den Gesetzen, die nicht gehalten werden, und so fort.

Plötzlich ein Schrei aus der Menge.

Fides hat ihren Sohn erkannt. — Sie ruft „Mein Sohn!!"

Wieder eine unangenehme Situation, eine neue Komplikation! —

Bekennt er sich als ihr Sohn, ist er erledigt. — Man reißt ihm die schöne Krone vom Kopf und wirft ihn zum Tempel hinaus. — Also leugnen!

Nicht genug daran, daß er versichert, die alte Dame nicht zu kennen, erklärt er sie auch noch für wahnsinnig.

Die arme Frau weiß nicht, was sie sagen soll, will ihn davon überzeugen, daß sie ihn unter ihrem Herzen getragen habe, — da tritt er zu ihr, hüllt sie in seinen Mantel und sagt ihr mit den Augen, daß er zwar ihr Sohn ist, daß sie es aber nicht verraten darf, weil er sonst furchtbar eingehe.

Diese Augensprache ist meist eine sehr aufreibende Sache, weil man immer das unumstößliche Bewußtsein hat, daß sie von keinem Menschen verstanden wird.

Die Mutterliebe siegt, Fides sagt, sie habe sich geirrt, der Chor singt etwas Lateinisches, damit man nicht weiß, um was es sich handelt, und erschüttert fällt der Vorhang.

Fünfter Akt. –

Nicht genug daran, daß Johann seine Mutter verleugnete, sie als blödsinnig hinstellte – er ließ sie auch noch verhaften und in einen Kerker werfen.

Doch zu seiner Entschuldigung sei gesagt, daß er dies nur tut, um sie wiederzusehen. – Er kommt zu ihr und bittet sie, ob der ihr angetanen Roheiten, um Verzeihung. –

Sie vergibt und beide beschließen, mit dem ganzen Klimbim ein Ende zu machen und auszuwandern.

Da erscheint Bertha mit einer Fackel in der Hand. – Sie will das Schloß des Propheten, der soviel Unheil über die Welt brachte, in die Luft sprengen.

Wie sie in den Kerker kommt, weiß kein Mensch, doch egal, sie ist da und sobald sie erfährt, daß ihr Johann der Prophet ist, ersticht sie sich.

Lauter exaltierte Sachen! Wie schön hätten die drei sich einigen können, das Prophetengeschäft liquidieren, natürlich zuerst soviel als möglich mitnehmen, und... Aber das gehört ja nicht hierher.

Da nun alles schief geht, beschließt Johann dem ganzen Wirrwarr ein Ende zu machen.

Nachdem er seine Mutter einigen Söldnern zur Aufbewahrung übergeben hat, nimmt er Berthas Fackel und wirft diese in den Pulverturm.

Nun sollte man meinen, daß dieses Vorgehen ein sofortiges Emporfliegen des Lokales zur Folge haben müßte. Dem ist aber nicht so, sondern es kommt ein langer Zwischenakt.

Die letzte Szene stellt einen Festsaal im Schlosse vor.

Johann sitzt mit mehreren Damen beisammen, die

sich nicht sehr fein benehmen und mangelhaft bekleidet sind. Er singt ein Trinklied und erläutert in diesem, daß der Becher winke. Sowie das zu Ende ist, erfolgt eine Explosion und das Schloß fliegt in die Luft.

Ein Riesenknall, mit übelriechendem Dampf gemischt, alles rot beleuchtet – die Kulissen stürzen durcheinander und hängen in Fetzen herunter.

Da heißt es vorsichtig sein, daß man nicht fünfundsiebzig Prozent der Dekorationen auf den Kopf bekommt und all seiner Zukunftssorgen enthoben ist.

Über dieser schauerlichen Katastrophe fällt der Vorhang. Die Oper ist aus.

HUGENOTTEN

Eine sehr traurige Oper. –

Raoul de Nangis, ein Ritter und hoher Tenor, ist Hugenott und bei Nevers, der Katholik und Bariton ist, zum Nachtmahl eingeladen. Er tritt ein, singt ein Begrüßungscouplet, und dann wird zum Essen gegangen, bei dem nichts als Pappendeckel-Koteletten serviert und stundenlang, aus einem Halbenliterkruge, verschiedene Weine eingeschenkt werden, ohne daß dieser nachgefüllt wird.

Raoul ist aufgeregt, weil er eine sehr heikle Romanze zu singen hat. – Er räuspert und spuckt in alle Gefäße. –

Die Ritter um ihn herum, lauter Kavaliere, schlagen ihm vertraulich, wie in der Cavalleria rusticana, auf die Schulter. – Um ihre Spielfreudigkeit zu zeigen und damit etwas vorgeht, reichen sich die Herren vom Chor ohne jeden Anlaß die Hände und begrüßen

sich unvermittelt herzlich, trotzdem sie schon längere Zeit beisammen sind.

Raoul erzählt in seiner Arie, daß er, als er spazieren ging, eine Sänfte traf, in der eine Dame saß, die von Studenten belästigt wurde. — Er ging hin und vertrieb diese mit dem Schwert. Die Dame dankte, indem sie den Schleier hob. Raoul ergeht sich in Indiskretionen, schildert in den höchsten Tönen, wie ihr Wangenpaar ausgesehen habe, um dann auf ihre Götterbrust mit der damit verbundenen Götterlust überzugehen — solange, bis die Arie zu Ende ist.

Entweder die Leute applaudieren, dann war es gut, oder aber sie tun dies nicht, dann war es eine Pleite.

Dann kommt längere Zeit nichts. —

Endlich tritt ein Page auf, der so lange trillert, bis allen mies vor ihm wird.

Nevers kehrt zurück. Er erzählt äußerst prahlerisch, er habe solch ein Glück bei den Damen, daß ihm alle gefielen. — Bis jetzt habe er sich nur so durchgefrettet, nun aber wolle er heiraten. —

Man zeigt Raoul durch das Fenster die Braut Nevers.

Seine Sänftendame.

Er schreit: —„Ha!“

Inzwischen bekommt er von dem trillernden Pagen einen Brief, in dem er aufgefordert wird, mit verbundenen Augen zu einer Dame zu gehen.

Er ist einverstanden. —

Alle wissen, wer die Dame ist, nur er nicht.

Während Raoul abgeführt wird, fällt unter den herzlichsten Begrüßungen der Herren vom Chor der Vorhang.

Das Publikum hat keine Ahnung.

Zweiter Akt.

Ein Märchengarten. – Vorne die Königin, umgeben von einem Kranz routinierter Ehrendamen, im Hintergrund ein Fluß, in dem angezogene Ballerinen so vorsichtig baden, daß ihre gesteiften Gazeröckchen nicht naß werden. Sie hüpfen derart umher, daß man nur unter Anwendung des allergrößten Wohlwollens annehmen kann, daß gebadet wird.

Raoul wird hereingebracht. – Als man ihm die Binde von den Augen nimmt, ist er begeistert.

Er fragt die Dame, ob sie von dieser Erde sei. – Sie sagt, daß sie es sei, worauf er es nicht glaubt und meint – sie sei ein himmlisches Wesen. – Dieses Zwiegespräch artet in ein Duett aus, bei dem die beiden fast immer am Schlusse beisammen sind.

Raoul erfährt plötzlich, daß seine Dame die Königin ist und beugt erschüttert das Knie, nicht ohne sichtliche Befriedigung über dieses erstklassige Techtelmechtel.

Sie überredet ihn, ihre Palastdame, Valentine, zu heiraten.

Der Hofstaat tritt ein. – Graf Nevers, Saint Bris, ein alter, höchst unsympathischer Herr, und viele andere Edle.

Die Königin gibt den Befehl, die Braut Raouls hereinzuführen. Sie kommt. – Wer ist's? – Die Sänftendame! – Die mit dem Wangenpaar und der Götterbrust. – Raoul meint, man wolle ihn verhohnepiepeln, und schreit: „Ha!"

Marcel, der aufdringliche Offiziersdiener, der schon im ersten Akt sehr unliebsames Aufsehen

durch Absingen eines beleidigenden Couplets: „Piff, Puff“ gemacht hat, zieht den Säbel.

Saint Bris schreit ebenfalls: „Ha!“ — Und zieht auch den Säbel, allerdings ohne zu wissen warum. —

Die Königin ist außer sich. Raoul unterschlägt das Finale, weil er sich denkt, sollen sich die anderen die Eingeweide heraussingen. Die Königin wirft strafende Blicke umher, um die sich aber niemand kümmert, und unter allgemeiner Entrüstung fällt der Vorhang. —

Das Publikum ist ahnungslos.

Dritter Akt. —

An der Seine. — Ballett. — Ganz Schuldlose hüpfen umher. — Einige müllern.

Das Chorpersonal geht Arm in Arm umher und begrüßt sich, bei jedesmaligem Begegnen, herzlichst.

Man hebt abwechselnd die rechte, dann wieder die linke Hand in die Höhe und behauptet, daß der Abend milde wäre. Das dauert eine gewisse Zeit, dann gehen alle weg.

Valentine steht vor der Hochzeit und wartet im Brautkleide auf Marcel, den sie im Dunkeln anspricht. —

Jedenfalls etwas Ungewohntes für eine Braut, fremde Herren in der Nacht anzureden. — Also von mir aus — mir kann es egal sein.

Sie singen nun ein Duett. Er geht so tief als er kann hinunter, und sie versucht, so hoch hinaufzugehen, als es ihr möglich ist. — Nicht immer ist dieses Bestreben vom erwünschten Erfolge begleitet. —

Warum und was sie singen, das weiß kein Mensch — ist auch nicht nötig.

Nachdem am Schlusse des Duettes zwischen Valentine und Marcel der Versuch einer spontanen Ovation auf das wohlwollendste niedergezischt ist, tritt Raoul auf, von einigen Rittern umgeben, unter diesen auch der widerliche Saint Bris.

Da durch eine Fügung des Schicksals gerade sieben Personen versammelt sind, wird ein Septett gesungen, das Raoul Gelegenheit gibt, ein hohes Cis in den Zuschauerraum zu senden.

Nachdem der geringste Versuch, auch das Septett mit einer Applaussalve zu bedenken, im Keime erstickt ist, wird gekämpft.

Das wird derart illustriert, daß je zwei und zwei Herren mit den aus der Scheide gezogenen Schwertern aufeinanderklopfen und sich mit scheinbar empörten Mienen beobachten.

Selbstverständlich meinen sie das nicht ernst, denn es ist ja doch nur Theater.

In diesen Waffenlärm schrillt die Stimme des Pagen der Königin mit einem hohen, langgestreckten: „Haltet ein!" —

Der Chor ruft: „Pöpelwitz — eine Minute."

Das ist ein alter Scherz und soll bei besonders schrillen Sängerinnen heißen, daß soeben der Schnellzug in Pöpelwitz eingetroffen sei und eine Minute daselbst Aufenthalt habe. — Wie humorvoll! —

Die Königin erscheint auf einem Pferd — wo keines vorhanden, markiert sie dieses durch eine Reitgerte. — Sie ruft ebenfalls „Haltet ein", und schleudert vorwurfsvolle Blicke auf die Kämpfenden.

Dann wird die verschleierte Valentine gebracht. —

Der ebenso alte wie neugierige Saint Bris hebt ihr

den Schleier auf und schreit: „Ha! — Meine Tochter!“ —

Raoul ist beleidigt und geht weg.

Nevers kommt auf einem Kahn und will heiraten.

Der Chor schlägt sich gegenseitig bieder auf die Schultern, lobt die ganz exzeptionelle Milde der Nacht, begrüßt sich durch kräftiges Händeschütteln, und ohne jedes Verständnis des Publikums, für das, was vorgeht, fällt der Vorhang.

Vierter Akt. —

Ein Gemach mit einem Diwan und einem Fenster zum Hinausspringen.

Valentine ist mit Nevers verheiratet und denkt an Raoul. Sie redet in Gedanken mit ihm, aber so laut, daß er es vor der Türe hören kann, damit er weiß, wann er aufzutreten hat.

Blaß ist er und außer Atem.

Sie fragt, ob er es ist.

Er sagt ja.

Da sagt sie, er möge sie schonen.

Darauf sagt er, er wolle sterben, und zwar sogleich und in diesem Zimmer.

Das ist ihr nicht recht, schon wegen der Unannehmlichkeiten, die das mit sich bringen würde und wegen der Tratschereien, die dabei herauskommen könnten.

Sie versteckt ihn im Nebenzimmer. —

Saint Bris und Nevers treten mit noch vielen anderen auf und beschließen die Bartholomäusnacht.

Zuerst begrüßen sich die Chorherren mit kräftigem Händeschütteln und klopfen sich bieder auf die Schultern. —

Schreiend wird dann beschlossen, daß alle Hugenotten sterben müssen. –

Da sich Nevers weigert, sich an dieser Massentötung zu beteiligen, wird er einstimmig hinausgeworfen.

Das Chorpersonal geht unter herzlichsten Begrüßungen wieder weg.

Die Bühne ist leer.

Raoul, der alles gehört hat, will hinaus.

Valentine stellt sich ihm entgegen und sagt, er darf nicht. – Er sagt, er muß. – Und so streiten sie sich so lange, bis sie zu der Überzeugung kommen, daß sie sich lieben.

Auf einmal sitzen sie auf dem Diwan, halten sich um den Hals und singen ein Duett.

Plötzlich springt Raoul auf und schreit: „O Gott, wo war ich?" – Sie sagt: „Hier, bei mir!" – Er ist schon so verblödet, daß er nicht einmal mehr weiß, wo er sich befindet.

Er will fort, sie läßt ihn nicht. Da weiß er sich keinen Rat und springt aus dem, zu diesem Behuf vorbereiteten, Fenster. – Ein Schuß kracht. Er stürzt, zu Tode getroffen, ins Zimmer.

Valentine schreit: „Ha!" und legt sich neben ihn. – Ob sie auch tot ist, das weiß kein Mensch.

Der Vorhang fällt und die Oper ist zu Ende.

P. S. – Fünfter Akt.

An besonders gewissenhaften Theatern wird noch ein fünfter Akt gegeben. – Der ist zum Auswachsen.

Da kommt Raoul noch, mit Valentine im Arm, auf die Straße, wo sie ohne Motivierung Marcel treffen,

der einen kalten Umschlag um die Stirne hat, weil er verwundet ist. —

Er traut die beiden Liebenden.

Sie haben nämlich gehört, daß Nevers tot und sie Witwe ist — nicht einmal das Trauervierteljahr wollen sie abwarten.

Da kommt Saint Bris dazu und kommandiert: „Feuer!!"

Raoul, Valentine, Marcel und alle zufällig Anwesenden wälzen sich in ihrem Blute.

Unter Pulvergestank, Blutgeruch und vollständiger Ahnungslosigkeit des Publikums fällt der Vorhang. —

Die Oper ist endgültig aus. —

ERNANI

Glücklicher Leser, wie beneide ich dich, daß du nun erfährst, um was es sich in dieser Oper handelt.

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, in die dunkelsten Winkel der Opernvorgänge Licht zu bringen und habe die feste Hoffnung, daß ich auch E r n a n i voll und ganz erforscht habe. —

Vor allem habe ich das Bedürfnis, über die darzustellende Seite der Rolle des Titelhelden mein Herz auszuschütten.

Ich bin der Titelheld — bin Ernani — der Räuber.

Im letzten Akt erkläre ich, Herzog von Segorbia und Grande der Krone zu sein. — Das sind Zwiespälte, die überbrückt sein wollen. Die Darstellung der Figur des Ernani ist äußerst kompliziert, weil sie bei Menschen, die etwas intensiver nachdenken, nicht des heiteren Beigeschmacks entbehrt und man wirk-

lich ein so gottbegnadeter Künstler sein muß, wie ich es bin, damit von seiten des Publikums nicht scharf geschossen wird.

Schon, daß ich ein Räuber bin – ein Bandit – ist mir, als einem gut bürgerlichen und korrekt empfindenden Menschen, sehr unangenehm. – Zum Glück habe ich nur zu singen und markiere mein Banditentum hauptsächlich durch einen großen schwarzen Hut mit einer wallenden Feder. – Diesen Hut trage ich auch am Tage im profanen Leben – nur ohne Feder, diese lasse ich auf der Straße weg, weil mir sonst die Schuljugend nachlaufen würde. – Schwierig ist die Rolle des Ernani hauptsächlich deshalb, weil dieser eigentlich keine Ahnung hat, was er will.

Der Vorhang hebt sich.

Im wildesten Arragonien lagert eine Räuberbande.

Ernani tritt im hintersten Hintergrunde, hoch oben auf – eine anstrengende Sache, mit touristischen Höchstleistungen verbunden, denen ich abhold bin.

Eine Unzahl steiler Stufen ist zu erklimmen. Ist man oben, muß man wieder herunter, und während das Publikum seine Plätze sucht und die Stühle auf- und zuklappt, singt man eine sehr heikle Arie – die all den Kummer schildert, den solch ein liebender Bandit in sich aufgestapelt hat.

Ernani besingt darin all seine Unannehmlichkeiten, kein Mensch hört ihm zu, und wenn die Arie aus ist, fällt der Vorhang geräuschlos. Das heißt man in der Theatersprache sehr treffend – „abstinken".

Man ist nun mit dem Hauptteil seiner Rolle fertig – alles was von nun an geschieht, ist nur noch ein

allgemeines Herumwimmeln und sich gegenseitig schlecht Behandeln.

Verwandlung.

Wir lernen eine gewisse Elvira kennen, von der man nichts weiß, als daß sie die Zierde Arragoniens ist. — Ein dürftiger Identitätsnachweis.

Dann wäre der König Carlos zu erwähnen, der besagter Elvira nachstellt, ebenso Sylva, ein älterer Hausbesitzer, der gleichfalls diese Elvira liebt, und schließlich Ernani selbst, der richtiggehende Bräutigam.

Es ist an sich schon eine blamable Sache, daß man seine Braut immer von weiteren zwo Männern umschwärmt sieht.

Elvira singt eine Arie, in welcher sie das Publikum auf ihren Schmerz über irgend etwas aufmerksam macht, was sich meiner Beurteilung entzieht.

Dann kommt der König. Die beiden streiten sich in Kadenzen, die in einem wütenden Triller enden.

Ernani erscheint im Rahmen der Türe, drohend und aufgeregt. Das ist das Zermürbende an der Rolle, daß dieser Ernani ununterbrochen aufgeregt und gereizt ist!

Nachdem sich diese drei zu einem Schmähterzett verbunden haben, erscheint Sylva, der Hauseigentümer — und wie er sagt — rechtmäßige Bräutigam Elviras.

Er schreit Zeter und Mordio, da er seine Braut zwischen zwei Männern sieht, ändert aber sofort sein Benehmen, als er den König erkennt und bittet diesen wegen des Krachs um Entschuldigung. — Ernani, der nicht so rasch zu beruhigen ist, grollt weiter,

und in einem großen Ensemble, in dem alle durcheinander singen, und sich einer auf den anderen ausredet, wenn es in Kläglichkeit endet, fällt der Vorhang.

Im zweiten Akt ist Ball bei Sylva.

Chordamen und -herren tanzen Arragonischen Schleichshimmy und markieren tolles Maskengetriebe.

Da meldet sich ein Pilger. — Er erscheint — kein Mensch weiß, wer er ist — er hat nämlich eine braune Mönchskutte an und einen anderen Hut. — Also unkenntlich. —

Dieser Pilgrim bin ich — Ernani!

Sylva gelobt mir Gastfreundschaft und stellt Elvira vor, als — seine Braut!

Ich gebe mich zu erkennen, indem ich den Hut abnehme.

Alles schreit auf: „Ha — Ernani!“ —

Sylva kocht! — Er sagt, er habe Gastfreundschaft gelobt — deshalb sei ich ihm heilig — er werde aber alle Ausgänge bewachen lassen — damit man sieht, wohin Ernani geht und man ihm draußen den Garaus machen kann. —

Eine vornehme Denkungsweise!

Sylva verschwindet.

Elvira bleibt zerknirscht zurück. — Ich zische ihr ein — „Ha, Falsche!“ ins Antlitz.

Sie redet sich heraus, sagt, sie habe geglaubt, ich wäre schon gestorben und da hätte sie sich gedacht: lieber den alten Kracher Sylva, als gar keinen.

Im Nu bin ich wieder gut — wir feiern unsere Versöhnung in einem Duett, in dem wir uns die Frage

vorlegen – „Warum die Liebe nicht töten kann – und wir so im Hochgenusse nicht sterben können." –

Die Erledigung dieser Angelegenheit findet ihren Abschluß um einen achtel Ton tiefer, als es vorgesehen war.

Nach den letzten verhauchten Worten des Duettes kommt der unangenehme alte Herr wieder herein, und nachdem er mir alle Grobheiten, die in Arragonien üblich sind, an den Kopf geworfen hat, wird der König gemeldet.

Da ich Sylvas Gastfreund bin, versteckt er mich.

Der König tritt ein und verlangt die Auslieferung Ernanis. –

Sylva gibt ihn nicht her. Er will ihn selbst abstechen. Dieses Vergnügen läßt er sich nicht nehmen. Da der König Ernani nicht bekommen kann, nimmt er sich Elvira als Pfand und zieht mit ihr von dannen.

Sylva holt Ernani aus seinem Versteck und reicht ihm einen Säbel. – Er soll kämpfen.

Ernani will nicht – und meint taktvoll, er kämpfe nicht mit einem älteren Herrn.

Sylva schilt ihn einen Feigen. – Wenn ich nicht irre – sogar einen verruchten Feigen.

Ernani verwahrt sich auf das Entschiedenste dagegen und setzt ihm die unleugbare Gefährlichkeit des Königs in punkto Elvira auseinander. – Erklärt ihm, daß der König von unanständigen Trieben durchsetzt sei – was Sylva sofort zum Hüpfen vor Eifersucht bringt.

Die Beiden beschließen den Tod des Königs – Ernani gibt Sylva – in einer Anwandlung von Gojim

naches[1] — sein Horn und verpflichtet sich, sowie der König ermordet ist, sofort aus dem Leben zu scheiden, wenn Sylva in dieses, sein Horn stößt.

Mit einem revolutionären Chor, in dem die verschiedenen Meinungen musikalisch so recht zum Ausdruck kommen, schließt, unter allgemeiner Beifallszurückhaltung des Publikums, der Akt.

Nächster Akt.

Die Kaisergruft in Aachen. — Stiegen — Sarkophage — Urnen und Moderluft.

---

[1]) Gojim naches ist ein hebräischer Ausdruck, der sich nicht übersetzen läßt, und der so treffend etwas charakterisiert, wie es in keiner Sprache besser und erschöpfender möglich ist. — Die Erklärung ist mannigfaltig. — Das Thema: Gojim naches ist unerschöpflich.

Ein Beispiel: Versetzen wir uns in die Vorkriegszeit, wo wir noch beglückt und zufrieden unter dem Joche der Kaiser und Könige seufzten.

Kaiser Wilhelm wird am 12. November, morgens um 7 Uhr zum Besuch unseres Kaisers Franz Josef am Nordbahnhof in Wien erwartet.

Um 6 Uhr früh steht eine ungeheure Menschenmenge Kopf an Kopf Spalier, vom Nordbahnhof über die ganze Praterstraße bis zum Ring und wartet. Es regnet — gemischt mit Schnee — ein Sturm peitscht den Wartenden diese vom Himmel kommende breiartige Substanz in die Gesichtszüge.

Da plötzlich heißt es: der Hofzug sei wegen Schneeverwehung um einige Stunden verspätet und käme erst um 10 Uhr.

Die Menge bleibt stehen und wartet. — Kein Mensch rührt sich von seinem Platze. —

Nach vierstündigem Ausharren geht eine Bewegung durch die Reihen. Ein bummfest geschlossener Hofwagen fährt in rasendem Tempo vorüber — es sind vier weiße Handschuhe, durch die vom Regen angelaufenen Fenster des Wagens, zu sehen.

Die Menge schreit begeistert: „Hoch!“, und geht dann befriedigt und mit einem Riesenschnupfen nach Hause.

Das ist Gojim naches! —

P. S. In die Kategorie besonders erschwerenden „Gojim naches“ — wird das Bergsteigen — Fußballspielen — Wettlaufen und Studium der alten Sprachen — gezählt. —

Die Verschwörer treten im Stechschritt auf.

Das Losungswort zischt hin und her – mutdurchlodert lost man den Namen dessen aus, der den König töten soll.

Bei meinem Pech fällt die Wahl auf mich – Ernani, den Kühnen. – Dieser Ernani ist immer die Wurzen.

Sylva schlägt Ernani ein Tauschgeschäft vor. Wenn er ihm die Tötung des Königs überläßt – gibt er ihm das Horn wieder und damit sein Leben.

Ernani sagt nein – weil er ein Tenor ist.

Und das muß i c h spielen – ich, der ich so gerne Ruhe habe und ängstlich jedes Aufsehen vermeide.

Da plötzlich öffnet sich die Türe eines Mausoleums, und der König erscheint. – Statt ihn zu töten, fällt ihm alles zu Füßen. – Elvira ist auch da – der König verzeiht, macht Ernani zu seinem Lieblingsadeligen – gibt ihm einen hohen Orden und Elvira. – Während er alle segnet, explodiert Sylva vor Wut und nachdem man – ohne jeden zwingenden Grund – Karl den Großen hat leben lassen, fällt der Vorhang.

Der letzte Akt.

Auf Ernanis Schlosse. – Es ist Hochzeit. Er heiratet Elvira.

Die Gäste entfernen sich, und als die letzten Chordamen abgegangen sind, erscheint Ernani in Weiß mit Puffärmeln.

An seiner Brust klebt – Elvira.

Die Sache droht in Wonne auszuarten: Die beiden machen sich gegenseitig auf den Grad der Intensität ihrer Liebe aufmerksam – da horch – ein Hornstoß?

Aus Ernanis Horn! – Sofort weiß dieser, was das

bedeutet. — Der Blechbläser Sylva will sein Opfer haben. — Gerade jetzt — wo es eigentlich erst am schönsten werden soll. — Wie unangenehm!

Unter einem idiotenhaften Vorwande schickt er Elvira fort — sie solle ihm einen Arzt holen, es sei ihm soeben eine alte Wunde aufgebrochen. Er will Gelegenheit haben, mit Sylva zu parlamentieren.

Dieser steht vor ihm. — Ernani meint, daß es ihm gerade j e t z t besonders ungelegen käme zu sterben. — Ob es denn nicht bis morgen früh Zeit habe, damit er nicht, wie der selige Lohengrin, auf eine nicht vom geringsten Erfolg gekrönte Brautnacht zurückblicken müsse.

Sylva hat — vermutlich seines vorgeschrittenen Alters wegen — kein rechtes Verständnis für dieses Argument und besteht auf Ernanis sofortigem Ableben.

Also — da es ja doch nur Theater ist — so erdolcht sich dieser denn in Gottes Namen.

Elvira kommt zurück — ohne Arzt natürlich — sieht den Geliebten sich in seinem Blute wälzen und trillert schrill auf vor Schmerz.

Sylva freut sich, daß er die Hochzeit so vermasselt hat und unter dem Todesröcheln Ernanis — dem Schluchzen Elviras und dem diabolischen Gekicher des widerwärtigen Hornisten Sylva — fällt der Vorhang.

Auch d i e s e Oper ist aus.

DER TROUBADOUR.

Bei dieser Oper habe selbst i c h keine Ahnung was vorgeht! —

ERINNERUNGEN

In Paris

Als der Zeitpunkt kam, da mich mein Ehrgeiz aus Wien hinaus in die große, internationale Welt trieb, ergab sich die zwingende Notwendigkeit, alle meine Opernpartien in italienischer und französischer Sprache zu studieren.

Nun genügt es nicht, sich die Rollen in den betreffenden Sprachen, nur dem Wortlaute nach, zu eigen zu machen, sondern man muß, wenn man draußen in einem Ensemble von Italienern oder Franzosen für voll genommen werden will, auch ihren Stil, ihre Eigenart kennenlernen, die von der deutschen vollständig abweicht.

Dieselbe Arie in französischer Sprache gesungen, verlangt eine andere Tongebung, einen anderen Stil, als in italienischer Sprache, und um auch in Frankreich an erster Stelle stehen zu können, entschloß ich mich, auf einige Monate nach Paris zu dem berühmten Tenor Jean de Reszke zu gehen und mit ihm zu arbeiten.

Ich hatte Jean de Reszke ein paar Jahre früher, als ich zum erstenmal in London am Conventgardenoperahouse engagiert war, kennengelernt.

Mein Eindruck von diesem Manne war ein unbeschreiblicher. Er verbreitete ein Fluidum bezwingender Autorität um sich, wie es mir bei fast noch keinem Künstler zum Bewußtsein gekommen war. —

Er war damals in London schon am Abende seines

Schaffens und ich hatte, wenn er absagte, oft Gelegenheit, für ihn als Stolzing oder Lohengrin einzuspringen.

Sein Ruhm in Amerika ist beispiellos, er war wohl der grandioseste und höchstbezahlte Sänger, der je in Amerika auftrat – Caruso mit eingeschlossen, der Reszkes Rekord im Geldverdienen nicht ganz erreichen konnte.

Jean de Reszke war zum Beispiel nicht mit Honorar engagiert, sondern sang nur auf einen Anteil der Einnahme. Da ergaben sich, bei seiner unwahrscheinlichen Popularität und der Anziehungskraft, die er auf das Publikum ausübte, geradezu phantastische Summen.

Ein Pole von Geburt, bei Warschau reich begütert, lebte er in Paris und verbrachte dort und später in Nizza seinen Lebensabend.

Er gab Unterricht. Aus der ganzen Welt strömten die Sangesbeflissenen zu ihm nach Paris, wo er im Bois de Boulogneviertel ein wunderschönes Palais besaß, in das ein entzückendes Theaterchen eingebaut war. Auf seiner kleinen Bühne unterrichtete er, und bei den großen Gesellschaften, die er gab, wurden dort musikalische Erlebnisse vermittelt, die zu den Sensationen des damaligen Paris gehörten.

Er war von fanatischer Begeisterung für das Singen erfüllt und da er, seines hohen Alters wegen, nicht mehr selbst öffentlich auftreten konnte, lebte er ganz in seinen Schülern, die ihn vergötterten und bewundernd zu ihm aufblickten.

In dieses Milieu kam ich hinein und in der kürzesten Zeit ergab sich eine Freundschaft zwischen uns

beiden, die auch der Krieg, der die Welt absperrte, nicht trüben konnte.

Über die Schweiz gelang es uns, einander zu schreiben und über unser Befinden gegenseitig Bescheid zu sagen.

— — Ich fuhr damals mit Frau und Kindern nach Paris, mietete in Auteuil ein kleines Häuschen und lebte, trotzdem ich schon mehrere Jahre an der Wiener Hofoper wirkte, wie ein Student, der zu seinem Lehrer geht.

Sieben Monate blieb ich dort und wurde von Jean de Reszke für die internationale Karriere vorbereitet. Auch außerhalb des Studiums war ich fast den ganzen Tag im Hause des Meisters, schloß mich innig an seine Familie an und hatte Gelegenheit, interessante und berühmte Menschen kennenzulernen.

Reszke führte ein sehr großes Haus, sein ganzes Leben hatte den vornehmen Zuschnitt eines Grandseigneurs.

Alles was an Fürstlichkeiten, Hochadel, Künstlern und großen Männern in Paris war, ging aus und ein.

Die Großfürsten von Rußland zählten zu den Intimen, die Soireen, die nach einem Diner en petit comité, zu dem ich und meine Frau immer zugezogen wurden, stattfanden, waren von einem Glanz und einer Vornehmheit der Aufmachung, wie man sie sonst nur bei Hofe fand.

Bei einem Diner zu zwölf Personen stand hinter jedem Sessel ein gallonierter Diener, in rotem Frack mit Escarpins, Strümpfen und weißer Perücke, und der Tisch war ein Wunderwerk an Geschmack und Blumenfülle.

Dabei nichts Steifes, eine herzliche und fröhliche Unterhaltung, die nie das Gefühl von Beengtheit aufkommen ließ.

Zu den für mich interessantesten Erscheinungen zählte Adelina Patti, die an einem dieser Gesellschaftsabende mit mir sang.

Eine kleine, rundliche, bewegliche Dame, sehr fröhlich und agil, plädierte sie dafür, im Salon zu singen und nicht im Theater, wie es bei so großen Anlässen sonst üblich war. Duval – der alte Diener des Hauses, flüsterte mir zu: „Elle ne veut pas chanter dans notre théâtre, parcequ'elle ne peut pas monter les escaliers."

Eine kleine Bissigkeit, weil nur drei Stufen zur Bühne des Theaters emporführten.

Der Eindruck, den ich von ihrem Singen hatte, ging in dem kaleidoskopartigen Getriebe der auserlesenen Gesellschaft ganz unter, außerdem war ich auch sehr aufgeregt, weil ich selbst zu singen hatte und noch dazu französische Lieder des anwesenden Komponisten Reynaldo Hahn, eines der interessantesten Menschen, die ich in Paris kennenlernte.

Wenn er sich zum Klavier setzte und mit der Zigarette im Mundwinkel, sich selbst begleitend, seine reizenden Chansons, fast ohne jede Stimme, zum besten gab, saß alles um ihn herum und lachte aus vollem Halse. Seine ernsten Lieder, deren ich mir mehrere zu eigen machte, sind von einem eigenartigen, wohligen Parfüm, einem Charme, der unbedingt zum Erfolg führen muß. – Reynaldo Hahn gehörte einfach in jede große Pariser Gesellschaft, er wurde als Zelebrität gefeiert und amüsierte sich und alle Gäste mit seinem ganz eigenartigen, etwas bis-

sigen, ausrichterischen, aber doch nicht verletzenden Humor.

In der französischen Sprache läßt sich eben so manches wagen, was im Deutschen nicht gut möglich wäre. Er sagte zum Beispiel in einer Gesellschaft, so ganz nebenbei zur Hausfrau: „Le diner était excellent, tout était froid, excepté le champagne!“ —

Durch Meister Jean kam ich in die allererste Gesellschaft, partizipierte an den Ereignissen der Saison und hatte Gelegenheit allen Generalproben beizuwohnen, die ja in Paris die eigentlichen Premieren sind.

Die Generalprobe eines sensationellen Gastspieles, einer Neuaufführung, ist ein Ereignis, das ganz Paris versammelt.

Alle maßgebenden Persönlichkeiten sind da. Theaterleute, Diplomaten, kurz alles, was irgendwie bedeutend ist oder in der Öffentlichkeit steht.

Die Luft ist mit Spannung geladen und es herrscht eine unbeschreibliche Stimmung, die sich nicht schildern läßt, die man erlebt haben muß.

Das Interessanteste ist selbstverständlich das Publikum — namentlich, wenn man neben Jean de Reszke sitzt, der alle Menschen kennt und der von aller Welt gekannt ist.

Er hatte eine reizende Art, jeden, den er mir zeigte, sofort zu porträtieren, seine markanten Eigenarten, kleinen Schwächen und Vorzüge mit ein paar schlagkräftigen Worten festzulegen.

Im Nu war man orientiert und das Interesse wurde durch diese kleinen pikanten Erläuterungen sehr gehoben.

In Reszkes Loge versammelte sich Alles, um sein Urteil über den oder jenen zu hören, und es dann, als auf eigenem Mist gewachsen, weiterzuverbreiten.

In Paris kommt es hauptsächlich auf den Eindruck an, den der Künstler bei der Generalprobe macht.

Dieser geht wie ein Lauffeuer durch ganz Paris und der Betreffende ist entweder gemacht oder erledigt. Die dann folgenden normalen Vorstellungen sind für den Erfolg bedeutungslos.

Am interessantesten waren aber doch die Stunden der Arbeit, die den Meister in seinem Elemente zeigten.

Um neun Uhr früh begann er und oft saß er um acht Uhr abends noch da und unterrichtete — mit derselben Frische, derselben hingebenden Begeisterung, wie zu Beginn am Morgen. Es war einfach unfaßbar, wie er das aushalten konnte, denn er sang alles vor, meist mit voller Stimme.

Manche Phrase, von ihm vorgesungen, wird mir unvergeßlich bleiben. Der Zauber, der Duft jedes belanglosen Partikelchens einer Rolle, war unnachahmlich, man lernte begreifen, daß er der Liebling der ganzen Welt gewesen war. Dazu kam, daß er von einer Herzensgüte, einem Wohlwollen gegen jedermann war, die ihn überaus liebenswert machten.

Wenn er aus seiner Karriere zu erzählen begann, von seinem Bruder Edouard, dem berühmten Bassisten, den Empfängen am englischen Hof und seinem Beginn in Italien, schaute man in ein geradezu märchenhaftes, nur von Sonne beschienenes Leben, wie es ganz wenigen Menschen auf diesem Erdenrund beschieden ist.

Seine Aussprüche, die Ratschläge, die er mir mit-

gab, haben mir schon viele gute Dienste geleistet und werden nie aus meinem Denken schwinden.

Auch er ist dahin gegangen, dem Gram, dem Herzenselend ist er erlegen, die ihm der Tod seines einzigen Sohnes, eines entzückenden, hoffnungsvollen jungen Mannes, bereitet haben.

Als ich dann später in Newyork am Metropolitanoperahouse wirkte, wurde ein Ensemblegastspiel des Institutes in Paris absolviert, bei dem ich mich als Rhadames und Othello den Parisern zeigen durfte.

Es war eine auserlesene Schar von Künstlern: Enrico Caruso, Antonio Scotti, Amato, Didur, Geraldine Farrar, die Destinn, Frances Alda, alle die größten der Großen, mit Maestro Toscanini an der Spitze.

Das musikalische Paris war in einem Begeisterungstaumel und füllte allabendlich das riesige Châteletttheater bis zur Decke.

Einer Vorstellung möchte ich noch gedenken, die zu Gunsten der Hinterbliebenen eines gesunkenen Unterseebootes in der Grand-Opera gegeben wurde und die alles bisher Dagewesene an Glanz und Größe übertraf. Vor allem stempelten die Preise, die genommen wurden, die Angelegenheit schon von vornherein zur Sensation.

Es wurden Opernfragmente gegeben, in denen sich die Künstler in ihrem besten Lichte zeigen konnten.

Caruso sang mit Scotti, Geraldine Farrar und Bella Alten den dritten Akt Bohême, Burian mit Olive Fremstad das Liebesduett aus Tristan und so fort.

Mir wurde die Sterbeszene aus Othello zuteil.

Die Vorstellung war glücklich um ein Uhr nachts zu Ende und brachte einen phantastischen Reinge-

winn, da sich alles umsonst zur Verfügung stellte, so, daß die gesamte Bruttoeinnahme ohne jeden Abzug dem Zwecke zugeführt werden konnte.

Paris ist das Eldorado der Wohltätigkeit, die meist auf den Schultern der Künstler ruht. Ich habe in den vierzehn Tagen, die das Gastspiel der Metropolitanoper dauerte, außer meinen sechs Riesenopern, noch in ungefähr vier Wohltätigkeitskonzerten mitwirken dürfen.

Unter anderem war im Théâtre Sarah Bernhard eine Matinée, die um elf Uhr vormittags begann und um sechs Uhr abends endete. —

Alles, was in Paris sang, redete, schrieb, malte oder komponierte, war da. — Edmond Rostand hielt einen Vortrag von dreiviertel Stunden aus seinen Werken, und ich hatte Gelegenheit, die Bekanntschaft der berühmten Sarah Bernhard zu erneuern. — Sie hatte viele huldvolle Worte für mich und lud mich für den Abend in ihr Theater ein — sie spielte den Aiglon.

Ich hatte sie schon ein Jahr vorher, auf eine ganz eigenartige Weise kennengelernt. Sie besaß auf der Insel Belle Ille, in der Bretagne, einen Sommersitz, ein altes Fort, das ihr der Staat schenkte und zu einem Landhause umbaute. Vom Seebade Quiberon, das der Insel gegenüber liegt, machten wir einen Ausflug nach Belle Ille und wollten uns als einzige Sehenswürdigkeit, das Fort — Sarah Bernhard — ansehen.

Wir gingen los, plötzlich standen wir einer älteren Dame gegenüber, die uns in sehr energischem und strengem Tone zurechtwies und ihre kurze Rede mit den Worten schloß: Allez-vous-en! — auf gut Deutsch: Schauen Sie, daß Sie weiter kommen! —

Mit einem nicht allzu überwältigenden Eindruck von dem freundlichen Wesen der großen Tragödin im Busen — zogen wir ziemlich beschämt ab.

Denselben Winter wollte es der Zufall, daß meine Kollegin Lilian Nordica in Newyork einen Empfang im Plazahotel zu Ehren der göttlichen Sarah gab.

Da stellte man sich wie immer zu einer Polonaise auf und als an mich die Reihe kam, ihr die Hand zu küssen und ihr irgend etwas, in solch einem Falle fast immer etwas Blödes, zu sagen, konnte ich nicht umhin, ihr das erste Zusammentreffen in Belle Ille zu schildern.

Sie regrettete infiniment und meinte, daß sie sich oft vor den Belästigungen der neugierigen Fremden nicht zu retten wisse.

So riet ich ihr, wenigstens an den zugänglichsten Stellen ihres Besitzes einen Zaun machen zu lassen und einen bissigen Hund anzuschaffen, der das Abwimmeln der Neugierigen statt ihrer selbst besorge.

Sie versprach es mir!

Die Pariser Studienzeit ging schneller zu Ende, als ich es mir wünschte und aus dem Studenten wurde wieder der Berufsmensch mit all seinen großen Sorgen und Verantwortlichkeiten.

Die Pariser Zeit bildet einen sonnigen, herrlichen Lichtblick in meinem Leben; und dankbaren Herzens gedenke ich des großen Künstlers Jean de Reszke, der neben Adolf Robinson, meinem geliebten Lehrer, einen ersten Platz in meinem Herzen einnimmt.

Tegernsee

Tegernsee! –

Welch einen Zauberklang birgt für mich dieses eine Wort.

Es bedeutet restlose Freude, Abfallen aller Erdenschwere und jubelnde Erfüllung monatelanger Sehnsucht.

Der erste Ferialtag. – Nicht daran denken müssen, was man alles für Berufssorgen vor sich hat – es geht heim, in mein hölzernes Häusel am wunderschönen blauen Tegernsee.

Ich will dich, mein lieber Leser, dahin führen und dir seine Reize schildern, damit du dieses entzückende Fleckchen Erde auch lieben lernst.

Wenn du in München am Hauptbahnhof ankommst, so mußt du zum Tegernseer Bahnhof gehen, der zur Bequemlichkeit des Publikums einige Kilometer entfernt wurde.

Früher ging der Zug vom Hauptbahnhof ab. – Die praktische Neuerung wurde getroffen, damit der liebe Reisende, der mit seinem ganzen Gepäck über die Straße muß, den Anschluß versäumt.

Es existiert zwar ein direkter Perron, der die beiden Bahnhöfe verbindet, dessen Benützung ist aber, einem weisen Ratschlusse zufolge, verboten.

Deshalb bist du in der Lage, einige Stunden warten zu dürfen, die du benützen kannst, um zum Franziskaner zu gehen, wo man dir so lange Weißwürste,

Bratwürste, Schweinswürste oder Geschwollene bringt, bis du Halt gebietest.

Eine Weißwurst zu beschreiben, bin ich nicht imstande, weil die deutsche Sprache zu arm ist, um diese Fülle von Wonne erschöpfend zu schildern.

Eine Weißwurst ist etwas Überirdisches und kann stundenlang gegessen werden.

Es gibt Leute, die Kalbfleischbratwürste vorziehen. – Für diese habe ich nur ein überlegenes Lächeln.

Wieder andere lieben Schweinswürste, auch die bemitleide ich aus tiefstem Herzensgrunde.

Und was gar die Geschwollenen anlangt, so bin ich der Anschauung, daß sie im Vergleich zur Weißwurst einfach einer Niederlage gleich kommen.

Es existieren Menschen, die zur Weißwurst Senf, manche, die viel Senf nehmen. – Das sind Unwissende. – Ich esse sie mit Salz!

Wenn du am Tegernseer Bahnhof eine Stunde vor Abgang des Zuges ankommst, so gehe an die Sperre, wo schon viele Menschen stehen, die lange vor dir da waren.

Besonders an Samstagen ist es dort sehr angenehm. Es gibt ein wunderschönes Gedränge, und wenn du das Glück hast, jemanden nur leicht anzustoßen, hast du Gelegenheit, allerlei Abarten von Grobheiten kennenzulernen, die du nie im Leben vermutet hättest.

Die Reize und Mannigfaltigkeiten der bayrischen Sprache setzen dich in frenetisches Erstaunen.

Du stehst da, hast auf dem Magen den Rucksack irgendeines Kleineren, der vor dir steht, liegen, der

sich durch die Nachschiebenden immer mehr und mehr in deinen Leib bohrt, so lange, bis dir die Luft ausgeht.

Du siehst Vereine mit Fahnen, auf denen die sinnigsten Namen stehen. — Ich erlebte einen Trupp junger Leute, die sich die „grüabigen", das heißt die gemütlichen Floßfahrer, nannten. — Auch sah ich eine Tafel, auf der in großen Lettern „die zünftigen Gipfelstürmer" stand.

Um sich gegenseitig bemerkbar zu machen, erfüllen sie die Luft mit gellenden Pfiffen.

„Do sa ma! — Herrgot sakra — Vitus, doher!"

Die grüabigen Floßfahrer schieben sich unter allgemeinem Protest durch die Menge und stoßen die Leute beiseite, was erquickende Schimpforgien auslöst. —

— Wenn man das Bestreben hat, bei solchem Gedränge nach vorwärts zu kommen, um als Erster an der Sperre zu sein, so ist anzuraten, die Ellenbogen ein wenig zur Seite zu stemmen und mit den Knien nach vorwärts zu schieben. Unter normalen Umständen dürfte einem dieses Vorgehen einige ziemlich schwere Körperverletzungen eintragen. — Um diese zu vermeiden, drehe man sich wütend um und sage im schärfsten Tone: „Ach bitte, drängen Sie doch nicht so!!" — Im Nu steht man an der Sperre. —

Gegen diverse Wutschreie darf man allerdings nicht allzu empfindlich sein. —

Wenn dann, 20 Minuten vor der Abfahrt, der Schaffner kommt und die Pforte öffnet, entledige man sich seines Vordermannes dadurch, daß man ihm mittel-

kräftig auf die Füße tritt. Dann ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er beim Rennen in die Waggons nicht mehr so recht mit kann. — Ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

Wenn ich jemandem auf den Fuß trete, so erscheint er am nächsten Samstag schon mit einer Prothese.

Bist du einmal im Coupé, so kann dir nichts mehr geschehen.

Du sitzt und wartest.

Draußen hörst du Pfeifen, Schreien, Johlen, siehst, wie sich die lieben Mitmenschen gegenseitig die Kleider vom Leibe reißen und mit Rucksäcken, Bergstöcken und Regenschirmen verwunden.

Das dauert so lange, bis der erste Anprall vorüber ist, dann kommt die Zeit der Abfahrt.

Erst wird gepfiffen, dann wird geblasen.

Der Schaffner schreit: „Ja no, so steigens do ein, mir fahrn glei!"

Dann läßt die Lokomotive ihren halben Dampf aus, was ebenfalls mit sehr starkem Geräusch verbunden ist. Der Zugführer bläst abermals, brüllt: „Fertig!", und nach weiteren siebzehn Pfiffen und hin und her fliegenden Verbalinjurien, die sich mit Ziehharmonikaklängen vermählen, setzt sich der Zug, um eine halbe Stunde später als er es beabsichtigte, in Bewegung.

Die Reisenden stehen einer an den anderen derart gedrängt, daß sie sich lebhaft in die Empfindungen einer Ölsardine hineindenken können.

In den Gängen, auf den Trittbrettern, ja sogar auf den Waggondächern sitzen einige akrobatisch Ver-

Ich esse sie mit Salz! -

anlagte. Auch für die Puffer zwischen den Waggons finden sich Liebhaber.

Der Zug dampft aus der Halle und die Fahrt beginnt.

Endlos. — Alle zehn Minuten wird eine Pause gemacht. Man hat Gelegenheit, die Gegend kennenzulernen und sich die landschaftlichen Reize einzuprägen.

Über Holzkirchen kommt man sehr allmählich nach Schaftlach, wo sich die Bahn nach Tölz teilt.

Der Tegernseer Zug bekommt eine neue Lokomotive. Böse Sommerausflügler nennen sie lieblos eine Kaffeemühle. Die Zweigbahn Schaftlach-Tegernsee hat deren drei. Diese heißen:

Galilei. (Und sie bewegt sich doch!)

Luther. (Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!) und:

Isolani. (Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!)

Die Entfernung von Schaftlach nach Tegernsee beträgt nach dem Fahrplan 36 Minuten. Auf dieser Strecke wird mit peinlicher Pünktlichkeit stets eine Verspätung von dreiviertel Stunden erreicht.

Man wird vorerst eine halbe Stunde hin und her geschoben.

Die Vermutung, daß man bereits fahre, ist irrig. — Wenn man aber wähnt, „ach, der verschiebt noch lange“, und aussteigt, um ein bißchen Luft zu schnappen, so kann man sicher sein, daß der Zug fortfährt. — Also sei diesbezüglich Vorsicht am Platz.

Besonders Schaftlach ist in dieser Hinsicht gefährlich.

Hinter Mosrain kommt plötzlich der herrliche Te-

gernsee in Sicht, und wenn der Zug aus dem Walde tritt, liegt er vor uns in seiner smaragdgrünlichen Bläue, umrahmt von den lieblichen Bergen und seinen freundlichen Ufern.

Der Wallberg steht majestätisch da, der Hirschberg, Kühzagel, Riederstein, Neureuth, Ringberg — ganz im Hintergrunde das wunderliebe Egern — wie eine Theaterkulisse mit seinem spitzigen Kirchturm.

Ein herzerquickendes Bild. — Du bist für all' die Mühsal der beschwerlichen Reise, die fast vier Stunden dauerte, reichlich entschädigt.

All' der Zauber des lieblichen Tegernseer Tales nimmt dich gefangen — die Brust weitet sich, und du hast ein wonniges, beglückendes Gefühl, als ob du ein schönes Geschenk bekommen hättest.

In der Station Tegernsee drängt und schiebt sich alles aus den Waggons.

Wenn du weise bist, lässest du den Strom an dir vorüber — in einigen Minuten ist der Wirrwarr gelöst — und du gehst langsam und bedächtig durch den netten Ort, über den Leeberg zur Überfahrt.

Wo der See am schmalsten ist und ihn in zwei Teile teilt, den Egerer See und den großen See, fährt eine Fähre hin und her, die dich ans andere Ufer nach Egern bringt.

Der Blick von der Höhe des Parapluie-Berges hinunter zum See, auf das Dörfchen und in die Kreuther Berge hinein, gehört zu dem Lieblichsten, was ich kenne.

Unten an der Fähre erwartet dich ein Mann — Hartel mit Namen. Den wollen wir uns einmal näher besehen.

Er ist noch einer vom altbayrischen Schlag – ein Original. Saugrob und von einem geradezu gottbegnadeten Mutterwitz.

Seine Aussprüche werden von vielen gesammelt, die, um ihn so recht zu genießen, planlos ungezählte Male hin und her fahren.

Ich bin mit Hartel sehr befreundet. Mir begegnet er mit sichtlichem Wohlwollen, mit mir spricht er über all' die Leiden und Qualen, die er mit „die damischen Summafrischla" hat. Mich betrachtet er als einen der Seinen, weil ich in seiner Mundart mit ihm zu reden verstehe, und mit hie und da verabreichten Zigarren seine Zunge zu lösen weiß.

Eines Tages war er sehr aufgebracht über die Grobheit, die in Bayern im allgemeinen und auf der Bahn im besonderen herrscht.

„Wissens, Herr Kammersänger, aber fei grob sein d' Leut schon z' Minka. – Da frag i, wia i drent war, an Schaffner: Du sag amal, hast net a vierte Klass auf Tegernsee, wori net fuchzgmal umsteigen muaß? – Sagt mir der ausgschamte, ungebildete Lackel: ‚Balds dir net recht is – saudummes Bauernluada – nacha gehst halt z'Fuaß!' Sag i: ‚Ungehobelter Mensch, erstens gieb i dir koa Bauernluada ab und a saudumms erst recht gar nit – und balds mir pressiert, geh i z' Fuaß – heut hab i Zeit, – da sitz i auf!' "

Auf die Weiberleut hatte er es besonders scharf, und wenn so ein weiblicher Sommergast, als spanisches Torrerodirndl gekleidet, zu ihm ins Boot stieg, konnte er sich nicht enthalten, über „die ekelhafte Maschkeradi" irgendeine Bemerkung zu machen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Zu Beginn des Krieges, wo all und überall eine krankhafte Spionenfurcht einsetzte, und jeder Unbekannte für einenSpion gehalten wurde, saß in Hartels Fähre ein älterer Herr mit einem schwarzen Vollbart, der still und in sich gekehrt die Gegend ansah.

Plötzlich hörte Hartel zu rudern auf, stieß den Herrn mit seiner Pfeife an und sagte: „Du! – hörst! – Schwatz mal eppes, du kommst mir so russisch für!"

Es stellte sich heraus, daß es ein höherer Beamter der Regierung war, und Hartel entschuldigte sich folgendermaßen: „Woaßt – du hast halt a so a Schlawinerg'schau und hast's Maul net zum Reden aufg'macht, da kannst dir leicht denken, daß ma di für an Spion halt. – Von dene Luadan san gnua da, weils unser Kriegführn abspicken möchten. Bald i aber an derwisch, schlag i eam erscht 's Kreiz ab und nacha schmeiß i eam in See, den Bazi!"

Rührend gut war er zu seiner Mutter, einer fünfundachtzigjährigen Matrone, die immer still an einem Ufer saß, um ihren Hartel zu sehen.

Oft und lange habe ich mich mit der alten Frau unterhalten, die des Lobes über ihren Sohn nicht genug sagen konnte.

„D' Leut sagn, der Hartel is grob – aber guat – guat is er mei Bua."

Wenn so recht vergnügte Sommerausflügler unseren Hartel verulken wollten, dann kamen sie bei ihm sehr übel an.

Die größte Schnauze verlor die Gesprächsverbindung in der kurzen Strecke von einem Ufer zum anderen.

Einmal fragte ein Herr: „Na, Sie sind wohl der

Laubfrosch hier? – Sagen se mal, wat jiebts denn morgen für'n Wetter?" Prompt erwiderte Hartel: „Wannst morgen in der Fruah deine Kalbsgluarn aufmachst, nacha werst es scho sehn!"

Die Berge waren ganz verschneit. Da fragte ein Neugieriger: „Ach, sagen se mal, verehrter Gondolier, det is wohl Schnee da oben?"

„Na, Schokoladi is, blöd's G'frag!"

Ein Herr in ganz funkelnagelneuer Gebirgsuniform steckte die Hand ins Wasser und meinte, daß es warm wäre.

„Ja," – sagte Hartel, – „morgen hamma g'sottene Preißen, kannst mitfressen!"

Allerdings hat Hartel auch einmal seinen Meister gefunden.

Als er eines Tages, besonders übel gelaunt, eine Fähre übersetzte und dabei ohne jede Pause räsonierte, stand ein Holzknecht aus Scharling auf und hielt an Hartel folgende Ansprache:

„Herrgottsakra, hundshäutener Lackel, balds jetzt dein Maul nöt haltst – dein ausgschamtes – und mit dein Schimpfen nöt aufhörst, du Rammel, du gscheerter, na sauf i dir dö Lacken aus und du kannst dein Karren im Dräg umananderziagn, du spinneta Teifel, du spinneta!"

Hartel hielt auf diese Rede dem Manne die Hand hin und stammelte begeistert: „Du bist mein Freind – mein Spezi – du g'freust mi!"

Zu einer Zeit ging das Gerücht, Hartel heiratet in einen Bauernhof nach Hausham. Ich fragte ihn, ob das stimmt.

„Ja, ja, sell is scho wahr!" sagte er.

„Na Hartel, g'fallt dir deine Bäuerin?"

„Also wissens, der Hof is mir liaber" war seine Antwort.

Als er die erste Zeit verheiratet war, zog es ihn immer wieder nach seinem Egern, und etwa vierzehn Tage nach seiner Hochzeit begegnete ich ihm bei der Kirche, im Sonntagsstaat, mit einer neuen Heugabel auf der Schulter, von zwei Männern begleitet.

Die drei Herren waren sehr gut aufgelegt, und man sah, daß sie schon ein wenig gezecht hatten.

„Na, Hartel" — sagte ich — „du bist ja mehra in Egern, als wia dahoam."

„Segns Herr Kammersänger, in uns drei sehn Sie die trauernden Hinterbliebenen. Dem da" — er zeigte auf einen seiner Begleiter — „is sein Weib gestorben — bei mir, ah, da fehlts no weit!"

Schade, daß er aus unserer Gegend fort ist, er war eine von den wenigen altbayrischen Gestalten an unserem See.

Außer Hartel gibt es sonst noch recht ergötzliche Typen in unserer Gegend.

Da war die alte Urschel von der Gindelalm, die Sennerin, ein herzensgutes aber ziemlich beschränktes Weiberl. Gottesfürchtig bis zur Frömmelei und als Betschwester bekannt. Wenn sie am Sonntag früh, über die Neureuth, nach Tegernsee in die Kirche ging, benutzten einige übermütige Burschen die Gelegenheit, schlichen sich in ihre Hütte und tranken ihr den schönen Rahm weg.

Immer, wenn sie heim kam und die Bescherung sah, war sie ganz verzweifelt und fluchte den Dieben.

„Wannst net der liabe Herrgott — selber warst — tät i Dir dei schleckerische Goschen guat abadreschen" —

Eines Tages nun trieben es diese etwas zu arg. Sie schmierten dem geschnitzten Herrgott, der in der Tischecke hing, den Mund recht dick mit Rahm ein.

Als Urschel heimkehrte und einen Wutanfall über die neuerliche Beraubung bekam, fiel ihr Blick gerade auf den Heiland in der Ecke.

Nun wußte sie des Rätsels Lösung. – Empört ging sie hin zum Kruzifix und sagte in ehrerbietigem Tone: „Wannst net der liabe Herrgott selber warst, tat i dir dei schleckerische Goschen guat abadreschen!"

Von nun ab sperrte sie das Kruzifix in den Kasten, wenn sie des Sonntags zur Kirche ging.

– Ich hatte einen Gärtner. Hiasl hieß er, ein prachtvoller, tüchtiger Arbeiter, aber auch von einer geradezu überirdischen Grobheit.

Ein Grüßen oder gar Hutabnehmen, das kannte er nicht, und die Antwort auf eine Frage fiel gewöhnlich so aus, daß man sich scheute, eine zweite zu tun.

Es kam der Krieg. – Bei einem Wohltätigkeitskonzert in München ließ sich Seine Majestät, König Ludwig III., mit uns Künstlern photographieren. Ich bewahre dieses Bild als eine liebe Erinnerung unter Glas und Rahmen an der Wand in meinem Musikzimmer auf.

Hiasl sah dieses Bild und hielt mich für einen besonderen Spezi des Königs, weil ich neben ihm stehe.

Als er nun zum Militär einrücken sollte, empfand er es als eine große Ungefälligkeit von mir, daß ich dem Könige nicht sagte, er solle den Hias dahoam lassen – und wurde noch um einige Grade unfreundlicher zu mir.

Von einem Gastspiel auf einige Tage heimgekehrt, begrüße ich ihn und frage: „Na, Hiasl, wie geht's?"

Er knurrt zurück: „Wia's oan gehn ko, balds arbatn muaßt, daß dar die Darm aussahänken."

Ein andermal, – er kam als Soldat über den Sonntag von München heraus und arbeitete im Garten. Ich wollte ein Gespräch mit ihm anknüpfen und sagte: „Na, Hiasl, – wia lang werd denn der Kriag no dauern?" Ohne von der Arbeit aufzublicken beißt er zurück: „Balds Fressen gar is, is der Krieg gar – unds Fressen is scho gar!!" Das war im Jahre 1915.

Seine Frau, mit der er schon zwölf Jahre verheiratet war, interpellierte ihn in einer für sie dringenden Angelegenheit. „Du, Hiasl, beim Friseur Großmann in Tegernsee is Ausverkauf, da kunnt i mir leicht an billigen Zopf kaffa!"

Er sah sie vernichtend an und dezidierte: „Brauchst kan Zopf, brauchst nemanden z'gfalln, – mir gfallst a net!"

Sie kaufte ihn doch, ich merkte es daran, daß er eine andere Farbe hatte, als ihr eigenes Haar.

Sieben Jahre habe ich den Hiasl genossen, weil er ehrlich und rechtchaffen und besonders brav und fleißig war. – Viele Pillen habe ich heruntergeschluckt, bis es endlich nicht mehr ging.

– Auch unser Gemeindediener war ein ganz eigenartiger, drolliger Typ.

Er trug alle gemeindeamtlichen Schriftstücke im Orte aus und wurde von mir als „Behörde" tituliert. Eines Tages kam er zu mir in den Garten und brachte einen Schein, laut welchem mir 85 Pfennige Jagdschaden vergütet wurden.

Ich unterschrieb, schenkte dem Manne eine Mark, und er ging.

In einer halben Stunde kam er wieder und rief schon von weitem: „Halt aus — Herr Kammersänger, was vergessen hab i!!! — Dreitausendsiebenhundertneunzig Mark hams zum Steuer zahln!“

Aber die 85 Pfennige hatte er sich gemerkt.

— Das allerköstlichste Exemplar aber bleibt doch unser Simmerl.

Hansdampf in allen Gassen, bekleidet er ungefähr sämtliche öffentlichen Stellungen in einer Person.

Er hat den Uniformfimmel!

Für jede dieser Funktionen hat er eigene Uniformen, die er strenge auseinanderhält. Nie würde er eine andere anziehen als die, welche seine augenblickliche Amtstätigkeit gerade vorschreibt.

Sein eigentlicher bürgerlicher Beruf ist Schneider.

Dieses Gewerbe geht aber nur nebenher. In erster Linie ist er „Sanitäter“, das heißt, er hat bei Unglücksfällen in den Bergen den Abtransport Gestürzter zu bewerkstelligen, oder bei anderen Unfällen helfend einzugreifen. Zu diesem Behufe ist er erstklassig ausgerüstet. Eine funkelnagelneue, stets gut gepflegte graublaue Uniform mit grünen Aufschlägen, dem roten Kreuz am Kragen, am linken Arm und auf der Kappe. Bei marschgemäßer Adjustierung hat er ein Riesenseil — ebenfalls ganz neu und ungebraucht — imponierend um den Leib gewunden, hinten am Rücken einen Kasten mit Verbandsmaterial, den Pflasterkasten, außerdem trägt er zwei Riesenstangen, die als Tragbahren montiert werden können.

An zweiter Stelle ist er „Desinfektor“. — Da ist er

großartig und von einer geradezu vorbildlichen Gewissenhaftigkeit.

Jede Wohnung, die Simmerl „infiziert", wie er es nennt, ist zum Wegwerfen. So verklebt er alle Ritzen und so verstopft er die Spalten.

„Ja, mein Lieber, bei mir werd alles gründlich gmacht. – Da fahlt si nix'. – Wann i a Wohnung infizier, Herr Kammersänger, hat jedes Lebewesen aufghört zum Leben. Alles werd hin – Ungeziefer und was d' Hauptsach is die Bazülln – de Luadan. Herr Kammersänger da zahl i eana was mögn, balds mir nachn Infiziern oa Bazüllen zoagn kinna."

Im Orte heißt er wegen seiner Eigenschaft als Desinfektor der „Formalinsimmerl".

Eine herrliche Episode erzählt man sich in Bezug auf die unfehlbare Tödlichkeit des Formalins, das Simmerl zum Desinfizieren benutzt.

Er besaß einen Hund, einen Spitz – das heißt, es war auch ein wenig von einem Bulli dabei, eine herrliche Promenadenkreuzung – den er sehr liebte und der ihm stets zur Seite war.

Er desinfizierte in Rottach eine Wohnung, verklebte alle Ritzen, versaute alle Wände, verschmierte alle Türen auf das Rigoroseste, zündete die Desinfektionslampe an und steckte den Schlüssel, nachdem er gut abgesperrt hatte, zu sich.

Daheim vermißt er seinen Spitz. – Er pfeift ihm. – Sucht ihn, findet ihn nicht, und legt sich besorgt zu Bett.

Nach vierundzwanzig Stunden nimmt er seine Gasmaske, geht in das Haus, um Fenster und Türen zu öffnen, und sowie die Türe aufgesperrt wird, springt

ihm sein Spitzi, den er volle vierundzwanzig Stunden in den tödlichen, alle Bazillen vernichtenden Dämpfen zurückgelassen hatte, fröhlich entgegen.

Ob diese Geschichte wahr ist oder eine von den vielen Hänseleien, die sich der Vieluniformierte gefallen lassen muß, weiß ich nicht, ich war nicht dabei.

Als Desinfektor trägt er übrigens einen schneeweißen Leinenanzug, wie ihn die Ärzte beim Operieren benutzen, eine Riesenschürze und eine Gasmaske, die er in dem Augenblick, wo er in das mit Formalindämpfen gefüllte Zimmer muß, über das Gesicht ziehen soll. — Er aber trägt, wenn er desinfiziert, die Maske den ganzen Tag und geht damit im Ort herum, damit alle Einwohner von der Wichtigkeit seiner Sendung durchdrungen sind.

Ferner ist unser Simmerl Obersteiger bei der Feuerwehr. Nur er darf auf die Leiter steigen und von oben spritzen.

Als Feuerwehrmann hat er die übliche Feuerwehrausrüstung mit goldenem Helm, Hacke und Seil.

Bei der Fronleichnamsprozession ist er, infolge seines desorganisatorischen Talentes — Ordner. Er pufft und stößt die Buben hin und her und ordnet so viel, daß der Prozessionszug aus dem Wirrwarr nicht herauskommt. Erst, wenn er von einigen Einwohnern ein saudummes Rindvieh genannt wurde, und beleidigt demissioniert, tritt die erwünschte Ordnung ein.

Eine besonders wichtige Rolle ist Simmerl bei Begräbnissen zugeteilt. — Er ist mit noch drei anderen würdigen Männern Leichenträger. Ganz in Schwarz gehüllt, kommandiert er mit tiefernstem Gesichte um

sich herum und stört, in seiner ewigen Entrüstung darüber, wie schlecht die anderen alles machen, die heilige Handlung.

Außerdem obliegt es ihm, bei Konzerten und Tanzunterhaltungen entweder als Garderobier die Überkleider der Besucher so durcheinanderzubringen, daß diese nie gefunden werden können, oder aber als Billeteur den Leuten falsche Sitze anzuweisen.

Daß er bei solchen Gelegenheiten die Zielscheibe allen Ärgers und Witzes ist, ist selbstverständlich.

Aber schlagfertig und deutlich gibt er in herzgewinnender bayrischer Aufrichtigkeit alle Angriffe zurück – er bleibt immer der Simmerl und die anderen – die Rindviecher, die saudumma!

Eine wahre Geschichte will ich nun erzählen, die seine Konsequenz, die Adjustierungen nie zu verwechseln, so recht ins grellste Licht setzt.

Eines Tages traf ich ihn höchst verärgert und fragte ihn um den Grund seiner schlechten Laune.

„Ah – weils wahr is. – Da werd telephoniert, daß in Enterrottach, beim Wasserfall, a Frau zammgstürzt is – und i soll glei hin. – I ziag mi an, nimm mei Sach – häng mr mei Seil um – – –“

„Ja,“ frage ich, „haben Sie denn das Seil gebraucht?“ –

„Na, na, dös net, aber bald i als Sanitätr ausruck, ghörts Seil dazua! – Also i geh los. Beim Kalkofen, a Stund vo dahoam, Herrgott, wo i nur noch a Viertelstund nach Enterrottach eini ghabt hätt, mirk i, daß i 's Feuerwehrkappel statt der Sanitätrmützen aufgsetzt ghabt hab. I drah mi um, renn hoam und glei wieda zruck und wia i hin komm nach Enter-

rottach, wars tot! Dös hats mir mit Fleiß gmacht dös Luada, daß gstorbn is."

———Wenn du nun mit der Fähre den See übersetzt hast und gehst einige Meter, so stehst du vor einem kleinen Holzhause, das mit Blumen derart übersät ist, daß es dir wie ein Blumenstrauß erscheint.

Das ist mein Häuserl, mein Blumenschloß, das ich nicht gegen alle Paläste der Welt eintauschen wollte.

Ein zweihundert Jahre altes Bauernhaus, das ich so ließ wie es war — nur alle morschen Balken gegen neue vertauschte und ganz nach meinem Empfinden ummodelte.

Als ich dem Baumeister meinen Entschluß bekannt gab, das Häuschen umbauen zu lassen, und zwar so, daß nichts an seinem Stil verändert werde, wehrte er sich mit allen Mitteln und riet mir, die alte Hütte wegzureißen und eine nette Villa hinzubauen.

Ich ließ nicht locker, setzte mich mit ihm zusammen, aus dem Stall und dem Heuboden wurden Zimmer und Räume hervorgezaubert und als es fertig war, war er selber erstaunt, wie schön es geworden ist.

In mein Gästebuch schrieb er mir aber doch:

„Wann oana a Geld hat und is recht saudumm,
Dann kaft er a alts Haus und bauts nacha um." —

Aus allen Gegenden haben wir uns Hausrat zusammengetragen und allerlei Altertümer von Ausflügen mitgebracht. Jedes Stückel ist mit unschilderbarer Freude ausgesucht, besprochen und beraten worden.

Die Bauernstube aus Zirbelholz, so niedrig geblie-

ben wie sie war, der Herrgott aus Oberammergau im Tischwinkel, von Efeu umgeben, der Ahorntisch, eine Bank um die ganze Stube herum und der alte Kachelofen, der dem Ganzen eine Molligkeit gibt, die einen Paroxismus von Wohlbehagen auslöst.

Ein zweites Häuschen, „die Drachenburg" genannt, weil die liebe Mama meiner Gemahlin drinnen wohnt, steht dicht dabei und ist auch in dem Stil einer alten Bauernhütte geblieben.

Dort habe ich einen Raum, der der „Rittersaal" genannt wird, weil ein Kissen dort liegt, auf dem ein Ritter gestickt ist. — Wie treffend!

Sechs Hunde, drei Katzen, ein Paperl, meine Frau und die Kinder beleben das Ganze und vergrößern die Seligkeit.

Vor dem Hause ein Bauerngarten mit einem Durcheinander von perennierenden Blumen in allen Farben und Arten, eine die andere ablösend, so, daß der Flor niemals ausgeht. Anschließend, ein großer Garten, den ich mir aus einer Wiese schuf, mit all den lieben Freunden, den Bäumen und Sträuchern, die ich mir selbst setzte.

— Unsere Berge haben ja keinen überwältigenden, wildromantischen Charakter, aber sie umrahmen lieblich das Bild unseres schönen Tegernsees. Es gibt sogar Leute, die sie besteigen.

Die Sommergäste, die unsere Gegend bevölkern, sind mitunter sehr nett — mitunter wieder weniger.

Seit einigen Jahren hat sich das Tragen von Maskenballkostümen derart eingebürgert, daß man oft der Meinung ist, es würde ein wildbewegter Film gedreht.

Starkes Sächseln belehrt uns jedoch, daß hier von Andalusien keine Rede sein kann! —

Wie sich die Damen, die doch sonst so eitel sind, manchmal herrichten, um ja recht bäuerlich zu erscheinen, ist geradezu unerklärlich.

Da kommt eine Carmen um die Ecke, eine gemachte Blume im Munde und einen spanischen Schal um den Leib geschlungen. — Selbstverständlich fehlen die dazugehörigen andalusischen Schlangenbewegungen nicht und das damit verbundene südlich sündliche Augenrollen. Starkes Sächseln belehrt uns jedoch, daß hier von Andalusien keine Rede sein kann.

Auch Zipfelmützen sind an der Tagesordnung, die im Verein mit knallgrünen Spensern und feuerroten Bändern, Unruhe in unser liebes Tal bringen.

Unheimliche Verkleidungen und die hirnrissigsten Trachtenzusammenstellungen greifen um sich und ganz ängstlich verbirgt sich ein wirkliches, echtes Dirndel vor dem schreienden Unrecht.

Auch die aus dem Norden kommenden Herren leisten sich Erstaunliches an sogenannter „Gebirgstracht".

Zuerst einmal tragen sie eine funkelnagelneue Imitationslederhose — mit Stickerei überladen und mit Bändern geschmückt, dazu giftgrüne Hosenträger mit sinnigen Inschriften, wie: „G'sund sa ma!" oder auch „Lusti sa ma!", und zu alledem ein elegantes, farbiges Hemd mit einem Stehkragen und einer hochmodernen Krawatte. Ein blaues Leinwandbauernröckel und ein smarter Girardihut geben dem Gebirgler den Abschluß.

Um die gestickte Inschrift auf den Hosenträgern ins rechte Licht zu setzen, juchzen sie unvermittelt

auf der Straße und erschrecken damit ihre Umgebung.

Die Eingeborenen haben für diese Sommerfrischler einen Sammelnamen: „Dös san Preißen!“

Lärmend und in großen Rudeln treten sie auf, ziehen die Fröhlichkeit bei den Haaren herbei und gehen mit Eispickel und Seilen herum, trotzdem man diese Behelfe in unserer Gegend nirgends gebrauchen kann. Am See gebärden sie sich aus lauter „Lusti sa ma!“ wie wilde Völkerstämme und belästigen die ganze Gegend mit weithinschallenden „Hollallalaiti!“, so daß man oft in Versuchung kommt, scharf zu schießen.

Die meiste Zeit jedoch verbringen sie im Tegernseer Schloßcafé, tanzen Charleston und spielen Karten.

Es gibt bei uns zwei Vereine, die der Erhaltung der Volkstracht dienen und im Sommer Trachtenfeste veranstalten.

Es sind das die Wallberger und die Hirschbergler.

Es wird in Enterrottach oder sonst einem Gastorte der Umgebung ein Tanzboden aufgestellt, um den herum dann sehr viel Bier getrunken, sehr viel gejohlt und gewaltsam Urwüchsigkeit bekundet wird.

Die diversen verkleideten Dirndeln kommen hin, zum Zusehn.

Zu den Klängen einer Musik, die von Unkundigen für die Geräuscherzeugung einer Kannibalenkapelle gehalten werden kann, wird der einheimische Schuhplattler getanzt.

Ein Ländler wird gespielt. Die Paare gehen im Kreise herum und tanzen erst ein Stückchen Wal-

Gellende Pfiffe und Juhuschreie erfüllen die Luft — — —

zer. Dann trennt sich der Bua vom Deandl, geht in die Mitte des Tanzbodens und schlägt sich, dabei hüpfend, abwechselnd auf die Schenkel, Waden und Schuhsohlen, was für einen Neuling ein eigenartiger Eindruck ist.

Gellende Pfiffe und Juhuschreie, die bei weniger Geübten wie Hilferufe klingen, erfüllen die Luft.

Die Deandln drehen sich inzwischen an der Peripherie um ihre eigene Achse und halten, sich schüchtern schämend, einen Schürzenzipfel in der Hand. Wenn nach einigen Minuten die gymnastischen Übungen der Jünglinge zu Ende sind, begeben sich diese wieder zu ihren Tänzerinnen, die sie unter allerlei urwüchsigen Scherzen umarmen und dann mit ihnen weiter tanzen.

Dieses Spiel wiederholt sich so lange, bis wieder solch eine indianertanzartige Phase kommt, und sich die Jünglinge von ihren Holden separieren.

Besonders interessant wird es, wenn der in dem Bier enthaltene Alkohol die Musiker in einen derartigen Zustand versetzt hat, daß sie sich nicht mehr über die Tonart einigen können und jeder, im Bewußtsein seiner eigenen Auffassung, eine andere spielt.

Je vorgeschrittener der Nebelzustand der Künstler wird, desto bedauerlicher gestaltet sich die musikalische Seite der festlichen Veranstaltung.

Wenn sich die Meinungsverschiedenheiten nicht nur in der Tonart äußern, sondern auch auf den Takt erstrecken, so, daß sich die Tanzenden in diesem rhythmischen Wirrwarr auf die Füße treten und mit den Knien ihren Tänzerinnen leichtere Verletzungen zu-

fügen, dann wird es brenzlich. – Man hört aus der Schar der Tanzenden verbindliche Zurufe, wie: „Saumusi, bsuffene! – Jürgel, baldst net urndli blost, schlag i dir auf dei Maul" – und dergleichen Liebliches mehr.

Ein scherzhafter Hirschbergler hatte zum Beispiel dem Tubabläser eine Knackwurst tief in sein Instrument gesteckt, so, daß dieses verstopft wurde und der Gute, selbst wenn er nüchtern gewesen wäre, keinen Ton herausgebracht hätte.

Da wurde es Zeit, zu gehen, weil es sehr leicht möglich ist, das irgendein harmloser Zuschauer solch eine große Baßtuba – wenn auch irrtümlicherweise – auf den Kopf bekommt, da diese in dem Stadium meist als Waffe benützt wird, wovon so manche Beulen an der Trompete rühmliches Zeugnis geben.

Im großen und ganzen geht es aber recht gemütlich zu, und die kleinen Zwischenfälle wahren stets einen liebenswürdigen Charakter.

In der letzten Zeit allerdings – hat sich die Qualität des heimatlichen Orchesters sehr veredelt und man kann mit großer Freude konstatieren, daß die Kurmusik – die zweimal wöchentlich auf dem See veranstaltet wird – ein sehr gutes Niveau erreicht hat.

– –Viele Jahre sind nun schon vergangen, daß ich alljährlich an den Tegernsee komme. Meine Kinder sind mit all den hiesigen Bauernkindern groß geworden und die Jugendfreundschaft hat sich in aller Innigkeit erhalten.

– Der Krieg hat in unser Dörfchen große Trauer getragen und schier endlos ist die Reihe der Namen

auf der schwarzen Heldentafel in der kleinen Kirche. — So mancher Junge, den ich auf den Knien schaukelte, ist draußen in fremder Erde begraben.

———In diesen langen Jahren bin ich drei Menschen begegnet, die ich sehr liebgewonnen habe und deren Verlust eine arge Lücke in mein Leben am Tegernsee riß: Dr. Georg Hirth, Dr. Ludwig Ganghofer und der vor einigen Jahren heimgegangene Dr. Ludwig Thoma.

Die beiden Dichter, Ganghofer und Thoma, liegen auf unserm kleinen Dorfkirchhof nebeneinander. Mit wehem Herzen stehe ich oft an ihren Hügeln und erinnere mich der köstlichen Stunden, die ich mit diesen prachtvollen Menschen verleben durfte.

Zu Dr. Georg Hirth fühlte ich mich, schon nach kurzer Bekanntschaft, so unendlich hingezogen, daß ich für jede Stunde, die ich in seiner Gesellschaft sein durfte, dankbar bin. Ich bin in meinem Leben keinem zweiten Menschen begegnet, der so grenzenlos gütig und so lauter in seinem Charakter gewesen wäre, wie er. Für jeden Fehler der Menschen hatte er eine Entschuldigung. Eine Unterhaltung mit ihm war ein Genuß sondergleichen. Ungeheuer vielseitig gebildet, war er auf jedem Gebiete derart zu Hause, daß man aus dem Staunen über sein Wissen und die rührend anspruchlose Art, wie er es offenbarte, nicht herauskam.

Er hatte mich offensichtlich in sein Herz geschlossen und besuchte oft mein Haus. Daß er mich seiner Freundschaft für würdig erachtete, erfüllt mich heute noch mit Stolz.

Welche Lücke sein Heimgang in die Münchener

Schriftstellerwelt und die Kunstwelt gerissen hat, erübrigt sich zu sagen.

Ludwig Ganghofer lernte ich ein Jahr vor seinem Tode kennen und lieben. — Eines Tages erschien er in meinem Garten, weil ihm mein Haus und meine Blumen so gefielen — und in einigen Minuten war mir's, als ob ich mit dem Manne schon jahrzehntelang verbunden gewesen wäre. Ein sonniger, glücklicher Mensch, immer einen gottbegnadeten Optimismus in sich tragend und seine Umgebung rettungslos damit ansteckend. Ein herrlicher Mann, — ein Jäger durch und durch — der mit seinen Jagdgeschichten eine unbeschreibliche Summe von Fröhlichkeit um sich verbreitete. Auch die Schwächen des Jägers waren ihm in der liebenswürdigsten Form gegeben. — Er log! — Log so wunderbar, so gottbegnadet, daß man aus dem Lachen nicht herauskam. — Das heißt, es waren keine Lügen — es war nur ein vorbildliches Jägerlatein, an das er selber glaubte. Zehnmal habe ich eine Hirschjagd von ihm erzählen gehört und bei jeder Erzählung waren es immer einige Hirsche mehr, die er unter den wunderbarsten Umständen erlegte. — Er war eben ein Dichter! —

Auch beim Karambolspiel war er prachtvoll. Er hatte Glück im Zählen! — Es gab immer eine sehr fröhliche Streiterei wenn ich mit ihm spielte, auf einmal hatte er gewonnen, und weder ich noch er wußten, wie das geschah. — Köstliche Stunden ungetrübtester Heiterkeit! —

An einem Freitagnachmittag besuchte er mich und brachte mir ein altes Heiligenbild aus seinem Elternhause für meine Kapelle. Unter fröhlichen Scher-

zen verging eine Stunde – dann fuhr er über den See nach Hause. Samstag – am nächsten Tag – ist er gestorben. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf uns alle die furchtbare Nachricht. Um vier Uhr saß er noch im Kreise seiner Familie, fröhlich und glücklich, hatte eine unsagbare Freude über sein neues Haus, das er sich mit bewunderungswürdigem Geschmack schuf, – von jeder Rose wußte er beseligt etwas zu erzählen ... Da kam der Tod ganz leise und mit den Worten: „Ich bin so glücklich!" schloß er die Augen. –

Ein beneidenswerter Mensch! – In der Vollkraft seines Schaffens, ohne die geringste Krankheit, ohne es zu ahnen, schlief er hinüber.

Einen Tag später konnte man ein ergreifendes Bild sehen. Der Sohn Gustav ruderte den Sarg seines Vaters auf dem Segelboote, das dieser so geliebt hatte, hinüber nach Egern auf den kleinen Friedhof.

Ludwig Thoma war der würdige Dritte in diesem Bunde, eng befreundet mit Hirth und Ganghofer, stand er, genau ein Jahr nach Hirths Tod, bis ins Innerste getroffen, an Ganghofers Grabe. – Und wieder ein Jahr darauf, als ich nach Karlsbad fuhr und an meinem Gartengitter von Ludwig Thoma Abschied nahm, wie hätte ich ahnen können, daß ich den lieben Freund nie mehr sehen würde.

Ein Bild der strotzendsten Gesundheit stand er vor mir, die geliebte Pfeife im Munde und ließ sich erzählen, wie es mir da draußen in der Welt ergangen war. – Hoffnungsvoll sprach er davon, daß Deutschland wieder erstarken werde, daß es vorwärts gehe und alles wieder besser würde.

Zehn Jahre lang verband mich herzliche Freundschaft mit ihm, und ich durfte, mehr als andere, den gemütvollen Menschen und glühenden Patrioten kennenlernen.

Er war ein Mann, der sich nur in der Natur und mitten unter seinen Bauern, die er, mit allen ihren Schwächen und Vorzügen, so trefflich zu zeichnen verstand, wohlfühlte.

Es war ihm eine Last, daß er jede Woche zu den Redaktionssitzungen des „Simplizissimus" nach München fahren mußte. — Am selben Tage, mit dem letzten Zuge, fuhr er glücklich wieder heim in sein entzückendes Bauernhaus, das ein Muster altbayerischer Behaglichkeit und warmer Schönheit ist.

Trotzdem er höchst selten sein Tuskulum verließ, war er doch über alles informiert, was draußen in der Welt vorging.

Seine größte Freude und Erholung war ihm die Jagd.

Auch als Waidmann zeigte sich seine edle Herzensgüte. — Es war ihm, wie er oft erzählte, der größte Genuß, das Wild zu beobachten, wie es äst, wie es sich untereinander gibt, und: „wenn ich recht lang zugeschaut und mich so recht an diesem schönen Anblick gefreut habe, dann nehm ich meinen Stutzen am Buckel und schleiche mich leise davon. Ich brächte es nicht über mich, da hineinzuschießen."

Einfach und schlicht war seine Art. Wen er nicht mochte, dem ging er aus dem Wege. Er hätte es nie über seine Lippen gebracht, eine Phrase zu sagen.

Die bayerischen Bauern kannte er wie kein Zwei-

ter, und wenn man, wie ich, Gelegenheit hatte, diese auch ein wenig kennenzulernen, so kann man erst beurteilen, wie fabelhaft er sie schilderte.

Seine Briefe des bayerischen Landtagsabgeordneten Josef Filser, die eine Serie von Aufsätzen im „Simplizissimus" bildeten, sind wohl das Treffendste und Humorvollste, was man sich denken kann.

Als vor Jahren mein Landhäuschen eingeweiht wurde, schrieb er mir folgenden Filserbrief in mein Gästebuch.

Egern, am 16. August 1911.

An hern läo Schläsack dahier!

Mei lieber freind, indem das ich jez dißes Hauß kehne, lohbe ich es und bald es auch ein wäng klein ist, dadurch daß sie inen ieren Gobf iberahl anränen machdes nichz, indem das sie mit dem Gobf nicht arbeiden missen, sontern blos siengen und eine beile auf dem Hiern scheniert ihnen in singen nicht.

Mein lieber freind, dadurch das ich auch ienen gesähen habe, muß ich schon sahgen, das ich noch nichdso fil Fleusch bemerkt hawe als wie bei ienen und es ist fir ienen schon gut das mir keine menschenfreser nichd hawen sonzt klaube ich nichd, das man ienen herumlaufen laßt, sondern fahngen und sälchen.

Disses ist ein glick fir ienen und mechten sie auch noch ville jare in dissem Hause läben und bewuhndert von ahlen leiten, wo sich auf das siengen auskehnen und von ahle Leite, wo sich auf das Fleusch auskehnen. Dieses winscht ier liber freind

Josef Filser.

„bosdschgribdumm!“

Wieviel wagen sie? — ich hab gschätzt auf zwei Zentner läbend Gewicht.

Er sprach gewöhnlich sehr wenig, und es mußte schon von Politik oder vom Krieg die Rede sein, wenn er sich an der Unterhaltung beteiligen sollte.

Eines Abends kam er bei meinem Hause vorbei und lud mich ein, ich möge doch nebenan in die Wirtschaft kommen, wir wollten uns bei einem Glase Bier ein wenig aussprechen.

Die Aussprache sah folgendermaßen aus: Um 8 Uhr kam ich hin.

„Grüß dich Gott, Leo — Prosit!“

Sein Bruder Peter, Emil Ganghofer, der Bruder Ludwig Ganghofers und ein Bauer spielten Tarock. — Thoma sah zu.

Nach ungefähr einer Viertelstunde, in der er noch keinen Ton gesprochen hatte, sagte er: „Peter, Herrgottsakra, Schellen spiel aus!“ — Pause.

Nach weiteren zwanzig Minuten: „Prost Leo — sollst leben!“

Halbe Stunde Pause. — „Also, Leo Prost!“

Um halb zehn sagten wir uns Adieu.

Und das nannte Ludwig Thoma „sich aussprechen!“

In Gesellschaft ging er selten, und dann nur zu guten Freunden. Er unterhielt sich sehr nett bis 9 Uhr, dann setzte er sich bequemer und schlief ein. Wenn er in ungefähr zehn Minuten erwachte, konnte er zechen und fröhlich sein bis zum grauenden Morgen.

„Jürgel, baldst net urendli blost, schlag i Dir auf Dein Maul!“ —

Aber von 9 bis 9 Uhr 10 Minuten mußte er sein Nickerchen haben.

War er einmal gesprächig und kam ins Erzählen, so war es eine Freude, seine Ansichten zu hören. Er war von Beginn des Krieges an ein vertrauensvoller Optimist. — „Uns könnens nicht umbringen — wir haltens aus!" — war seine Devise.

Wenn noch so schlechte Nachrichten kamen, in der bösesten Zeit, immer behielt er den Kopf oben und sah hoffnungsvoll in die Zukunft.

Erst nach dem Umsturz, nach dem „Frieden" — da wurde er traurig und verzagt. — Die Schmach fraß an ihm und er litt mehr, als er sich anmerken ließ. Still und in sich gekehrt ist er geworden. Die Freude an der Welt war ihm vergällt, und oft seufzte er auf, wie über verlorenes Glück.

Den einzigen Trost fand er in einem guten Buch aus alten Zeiten...

— Als ich von Karlsbad heimkam, war die erste Nachricht, Thoma sei in München operiert worden, man dürfe ihn nicht besuchen.

Einige Tage später hieß es, er sei heimgekehrt. Ich sandte ihm einige Blumen aus meinem Garten zum Willkomm und bat ihn, mich zu rufen, wenn er mich sehen wolle.

Am nächsten Morgen läutet das Telephon: — „Der Herr Doktor ist gestern abend um halb zehn gestorben."

Der Herzog Ludwig Wilhelm von Bayern, sein bester Freund und Waidgenosse, hat ihm die Augen zugedrückt.

Er wußte nicht, daß er sterben mußte, er war um-

geben von denen, die er lieb hatte und schloß die Augen für immer.

Man bettete seinen Sarg auf einen Leiterwagen mit Tannenreisig und Latschenzweigen, bedeckte ihn mit seiner geliebten bayerischen Fahne, und von zwei wuchtigen Pinzgauer Rossen gezogen, machte er seine letzte Fahrt zum Kirchhof in Egern.

Rechts und links vom Sarge schritten die Jäger des Herzogs.

Ein ergreifender Zug!

Mein geliebtes Wien

Mit schwerem Herzen gehe ich an dieses Kapitel. — Mit Wehmut lasse ich all die Zeit, die der Vergangenheit angehört, an mir vorüberziehen.

Wie schön, wie herrlich schön war es doch und wie traurig — wie kläglich ist es jetzt.

Sonniges, frohes Leben war überall, lachende, glückliche Menschen auf den Straßen und eine Atmosphäre, eine Stimmung, die keine Stadt der Welt aufzuweisen hatte.

All das ist vorbei — unwiederbringlich vorbei. — Der Geist der Zeit ist ein anderer, fremder geworden, der niemanden froh werden läßt. —

Ich empfand dies besonders schmerzlich in unserer lieben Oper und am schrecklichsten war wohl die Übergangszeit — im Kriege und unmittelbar nach dessen Beendigung — als ganz eigenartige Elemente die Ränge unseres herrlichen Hauses füllten, sich in den Hoflogen breit machten, mitgebrachte Viktualien aus dem Papier aßen und Obstkerne und Wursthäute in weitem Bogen ins Parkett spuckten.

Diese Epoche ist gottlob vorüber — die damaligen „Reichen“ haben auch schon wieder das Feld geräumt und sind dorthin zurückgekehrt, woher sie gekommen sind. — — —

Als ich zum ersten Male die Bretter der Wiener Hofoper betreten durfte, war eine wundervolle Künstlerschar versammelt. Ich erinnere mich all der

Größen, die die Säulen des Ensembles bildeten: Reichmann, Winkelmann, Ritter, Grengg, Demuth, Schrödter, Schmedes, dann Anna von Mildenburg, Selma Kurz, Gutheil-Schoder, Lucie Weidt, Elisa Elizza und so fort.

Welche Feste wurden da gefeiert — Abend für Abend — welch eine Begeisterung, wenn Gustav Mahler Proben hielt, in alten, vergilbten Opern Köstlichkeiten bloßlegte, die das Publikum ins Theater strömen ließen und ihm Stunden reinsten, schönsten Genusses schenkten. Jeder war an seinem Platz, sich des Glücksgefühls bewußt, ein Auserwählter zu sein, weil er auf diesen geheiligten Brettern etwas zu sagen hatte.

Im Publikum die markanten Persönlichkeiten, die dem Ganzen ein vornehmes und dabei doch behagliches Gepräge gaben, wie es eben nur das damalige Wien vermochte.

Wie ein schöner Traum zieht all der Glanz an meinem geistigen Auge vorüber — wie sehne ich mich noch dieser sorglosen, glücklichen Zeit, die so viele, nicht mit Geld zu erkaufende Freuden spendete und das Leben lebenswert machte.

Die heutige Jugend, die das Frühere nicht kannte, ahnt ja gar nicht, w a s sie verloren hat, weiß nicht, w i e schön es auf dieser Welt war.

Als ich in Wien mein Gastspiel auf Anstellung begann, kam ich von Breslau.

Mit ehrfurchtsvoller Scheu betrat ich zum ersten Male das Haus, das Herz klopfte mir bis zum Halse herauf, als ich diese schönen, eine undefinierbare Atmosphäre atmenden Räume betrat.

Bange fragte ich mich, ob ich wohl so glücklich sein würde, hier zu gefallen und engagiert zu werden.

Meine Antrittsrolle war der Arnold in Rossinis Tell.

Bei den Proben kam man mir gleich mit warmer und wohlwollender Herzlichkeit entgegen. Da lernte ich den großen Reichmann kennen, einen herzgewinnenden grundgütigen Menschen, der seinen Beruf als heilige Mission auffaßte und diese Auffassung auf das Publikum und seine Kameraden übertrug.

Ich will auf dieses erste Debut nicht weiter eingehen, um meinem Vorsatze treu zu bleiben, so wenig als nur irgend möglich von meiner Person zu sprechen, will nur konstatieren, daß ich engagiert wurde und unsagbar glücklich war, diese herrliche künstlerische Heimat gefunden zu haben. —

Eine Heimat im wahrsten Sinne des Wortes — eine Heimat, bei der der materielle Vorteil aufhörte, seinen Wert zu behalten.

Ich kam damals in eine Zeit der sich überstürzenden Arbeit. —

Neueinstudierungen von alten Opern, die wir alle schon so und so oft gesungen hatten, eröffneten unter Gustav Mahlers Leitung ganz neue Gesichtspunkte. Er leuchtete in Winkel, von deren Existenz wir uns nichts träumen ließen. — Da brodelte — dampfte es, wir jagten von einer Probe zur nächsten — von einem Sieg des Ganzen zum andern und neben all der intensivsten, so ernsten, alles ausfüllenden Arbeit, ein Frohsinn, eine Heiterkeit, die Luft geladen mit übersprudelndem Lebensmut.

Sonnenschein — Fröhlichkeit und Zufriedenheit mit seinem Dasein, wohin ich blicken durfte, ein Kame-

radenkreis, auf den man stolz sein und dessen man sich herzlich erfreuen konnte.

Über Gustav Mahler, seine Art und Genialität als Dirigent, habe ich schon in meinem ersten Buche erschöpfend berichtet. Kleine Verstimmungen waren bald in alle Winde zerstreut und der Rest blieb immer eine künstlerische Befriedigung, wie man sie selten empfindet.

Da waren vor allem die gigantischen Säulen des Hauses: Hermann Winkelmann und Theodor Reichmann. – Lieblinge des Publikums, große, überwältigende Künstler, die aber auch als Menschen, außerhalb ihres Berufes, unendlich liebenswert waren.

Winkelmann, ein äußerst vornehmer, ernster Mann, lebte schon sehr zurückgezogen und beteiligte sich nie an den Kollegenscherzen. Er kam nur in die Oper, wenn er Proben oder zu singen hatte und ging, still und freundlich gegen jedermann, wieder fort.

Einmal hatte ich Gelegenheit, ihn in seinem Heim, in Mauer bei Wien zu besuchen und sein schönes Familienleben kennenzulernen.

Ich hatte eine respektvolle Verehrung für ihn; seine wundervollen Gestalten leben in meiner Erinnerung als etwas ganz Seltenes, Erhabenes weiter.

Theodor Reichmann, ein unendlich gütiger, harmloser Mensch, ein Kind möchte man sagen, war von einer heute bereits vollständig verlorengegangenen Ritterlichkeit und Poesie in seiner Gesinnung, und selbst seine Schwäche – eine etwas stärker ausgeprägte Eitelkeit, äußerte sich in einer so rührenden und liebenswürdigen Form, daß sie der Verehrung für diesen großen Künstler keinen Abbruch tat.

Er war in seiner Naivität so weltentrückt, daß ich einige kleine Episoden, zur Zeichnung seiner Art, hier wiedergeben will.

Wir hatten die Meistersinger von Nürnberg. — Theodor hatte die Gewohnheit, wenn das Auditorium so recht tobte und begeistert seinen Namen rief — die Hände auszubreiten und in überströmender Freude „Meine lieben Wiener!" — zu sagen.

Kollege Felix, der Beckmesser, und ich, nahmen uns vor, ihm beim Bedanken die Hände festzuhalten, damit er seine große Geste nicht ausführen und nicht „Meine lieben Wiener!" sagen konnte.

Vor dem Vorhange, nach Aktschluß, hielt ihn Felix an einer Hand und ich faßte ihn an der andern. —

Der Jubel im Hause war groß, Theodor suchte seine Hände zum Allumfassen frei zu bekommen. — Wir hielten sie fest. Er flüsterte mir zu: „So lasse mich doch aus!" — Wir hielten ihn. — Da sagte er, ganz böse gemacht zu mir: „So laß doch los — mit deinen Schlosserpratzen!" —

Sofort gab ich seine Hand frei, stellte mich gekränkt und meinte, in gut gespielter Verletztheit, ich könne ja nicht dafür, daß ich nur ein armer Schlosser gewesen sei — und ging in meine Garderobe.

Sofort stürzte er mir nach, mit Tränen in den Augen: „Aber nein, Leo — so habe ichs ja nicht gemeint, ich wollte dir doch nicht wehe tun, verzeihe mir — schau, ich habe ja in meiner Jugend auch Zigarren verkauft und mußte das Lokal aufspritzen."

Er dauerte mich in seinem Herzeleid, ich lachte los und wir umarmten uns.

Seine Herzensgüte war einfach bezwingend.

Wir hatten einen Souffleur, der hie und da etwas zerstreut war und es kam vor, daß er, gerade bei besonders sterblichen Stellen, die wir ja alle – ohne Ausnahme – haben, sich umständlich schneuzte oder sich im Kasten bückte, um krampfhaft irgend etwas zu suchen. Man verlor auf diese Weise jede Verbindung mit dem Unentbehrlichen.

Mitten in einer Tellvorstellung bemerkte Theodor, wie er, der Einsager, seine Brille putzte und sich hingebend mit ganz etwas anderem als mit dem Souffllierbuch beschäftigte. – Reichmann verlor den Faden. Nach einigen plumplamblumblum, die er, statt des Textes, improvisierte, zischelte er: „Schurke, tue deine Pflicht!" – Fröhlich bohrte der Souffleur in der Nase. – Endlich hatte Reichmann das Textseil wieder erfaßt, aber, als der Akt zu Ende war und der Vorhang fiel, stürzte er wütend in die Garderobe, tobte und raste: „Dieser Mann muß hinaus, den will ich nicht mehr sehen!"

Nun bedeutete der Zorn Reichmanns und die Verwirklichung seiner Drohung, sich über eine Pflichtverletzung zu beklagen, für den Souffleur keine Kleinigkeit. Er kam zu Reichmann in die Garderobe und trocknete sich ergriffen die Augen. „Herr Kammersänger, verzeihen Sie mir. – Ich war von Ihrer Apfelschußszene derart übermannt, daß ich mich voll und ganz vergaß, nicht wußte, wo ich war. – Ich lebte in der Schweiz und fühlte nur den Schmerz des auf das Haupt seines minderjährigen Kindes schießenden Vaters. Ich weiß, ich habe gefehlt – aber ich bin ja auch nur ein Mensch!"

Statt diesem Pharisäer den Schminktopf ins Antlitz zu schmeißen, war Theodor wie umgewandelt. — Er ermahnte ihn, sich in allen Lebenslagen beherrschen zu lernen. Wenn auch die Begeisterung manchmal mit ihm durchginge, so müsse er sich dennoch aufraffen, sich ermannen, ohne Wanken seine Pflicht zu tun.

Kurz, der Schluß war, daß er seinem Garderobier zuflüsterte: „Powolny, gib dem armen Kerl fünf Gulden!"

So hatte jeder der Kameraden seine Eigenheiten — aber man liebte auch diese und wollte sie an ihnen nicht missen.

Wir hatten einen Kollegen, namens Pacal. Er hatte eine geradezu herrliche Tenorstimme, kam aber immer nur in Notfällen zum Singen von großen Rollen, er mußte diese aber stets, — wie er sagte, „fürs Notenarchiv" mitlernen. Kein Wunder, daß er ein wenig verbittert war.

Eines Abends sang Franz Naval, der wundervolle lyrische Tenor, die Hauptrolle in der Oper „Jolanthe". — Im zweiten Akte wurde er plötzlich heiser. Er flüsterte Pacal, der in einer kleineren Rolle neben ihm stand, zu: „Ich kann nicht weiter, bitte, sing du für mich!"

Dieser raunte zurück: „Dreck — ich pfeif dir was — du hast hohe Gage — ich friß ganzes Jahr Erdeppelplazki — sing selbst!" — und schon sang er Navals Part mit schöner Stimme zu Ende.

Gutmütig sind sie alle, alle — alle haben irgendeine Saite in ihrem Herzen, die gut klingt — sonst könnten sie keine Künstler sein.

Ein origineller Mensch war auch der Bassist Karl Grengg. – Ein urgemütlicher Grazer, der durch nichts aus der Fassung zu bringen war und der eine gottbegnadete, nichts umschreibende, alles in natürlichster Frische bloßlegende Derbheit besaß, die sich leider nicht wiedergeben läßt. Eine schwarze Baßstimme, eine hohe heldenhafte Erscheinung, verbunden mit der in der damaligen Zeit mit Stil geladenen Schule, schufen unvergeßliche Gestalten. –

Auch Wilhelm Hesch war ein prachtvoller Künstler und entzückender Kamerad, ein ehrlicher, biederer, jeder Umschreibung sorgsam aus dem Wege gehender Charakter.

Fritz Schrödter, Demuth, mit seiner einzigen, herzerwärmenden Baritonstimme und großartigen Gesangskunst, Josef Ritter, Felix Moser und der universale Gerhard Stehmann, der unser aller Sprecher bei Jubiläen und Begräbnissen war – alles gute, liebenswerte Menschen und große Künstler.

Sie alle deckt der Rasen, alle sind sie schon heimgegangen und wenn kein Mensch mehr ihre Namen kennen wird – das ist unser Los – so werden sie denen, die sie erleben durften, immer eine schöne Erinnerung bleiben.

In dieser Schule der Disziplin, des Fleißes und strebsamsten Pflichtgefühles, des sich gegenseitigen Schätzens, bin ich aufgewachsen.

Nach einer Reihe von Jahren zog ich fort, um die große internationale Welt kennenzulernen, zog hinaus nach Amerika, England, Frankreich, Deutschland – überall mit Ehren und Geld überhäuft und im Grund war ich doch ein unglücklicher Mensch.

Die Sehnsucht – das Heimweh zerfraßen mir mein Gemüt und vergällten mir das scheinbar glanzvolle Dasein.

Wer den Zauber Wiens und besonders unserer Hofoper einmal verspürte, ist und bleibt ihm verfallen, solange er lebt.

Gottlob, ich habe zurückgefunden, bin wieder daheim. Das Leben draußen ist ja an sich sehr schön, gibt aber dem Herzen doch nicht das, was es braucht, um ganz glücklich zu sein.

Viele Jahre bin ich nun in diesem herrlichen Hause – habe so viel erlebt – Freudiges und weniger Erhebendes und ich hoffe und wünsche von ganzem Herzen, daß diese Zeit der Begeisterung, des Losgelöstseins von allem Erdenschweren auch für die spätere Generation kommen möge, es werden dann all die krankhaften Auswüchse, die unsere Arbeitsmöglichkeiten so sehr schmälern – die aber schon sichtlich gemildert sind – von selbst vergehen.

Unser Beruf läßt sich nicht gewerkschaftlich organisieren; die Kunst muß auf Disziplin und völligen Verzicht des eigenen Ich aufgebaut sein, sonst geht sie zugrunde.

Nivellieren kann man vielleicht in jedem Stande – im Künstlerberufe hat d e r Recht, der etwas kann, der von unserm Herrgott auf die Stirne geküßt und durch diesen Kuß auserwählt ist.

Daß in dieser glücklichen Zeit der tolle Übermut seine unwahrscheinlichsten Früchte zeitigte, ist selbstverständlich und es sind bereits im vorigen Buche, im Kapitel Theater, einige Blüten dieses geradezu pathologischen Frohsinns wiedergegeben.

Einer kleinen Episode beim Photographen möchte ich noch gedenken.

Das Michphotographierenlassen war mir, mit Ausnahme der allerersten Jahre meiner künstlerischen Tätigkeit, immer sehr zuwider, namentlich, wenn es im Kostüm sein sollte.

Das Aus- und Anziehen in einem kleinen Raum, wo man alle Augenblicke etwas anderes von den Konsolen herunterwirft, das Schminken bei Tageslicht und das unerträgliche Aufkleben eines Vollbartes, im Theaterjargon „Haarmatratze" genannt, — empfand ich besonders schwer.

Und dann, vor dem Objektiv, das Probieren aller möglichen Posen, bei denen man in den unmöglichsten Helden-, Sieger- oder Verzweiflungsstellungen herumzustehen, respektive zu sitzen hat. Lauter Sachen, die einem auf die Nerven fallen und äußerst unangenehm sind. — Es war aber ein Gebot der Klugheit, zum Zwecke der Popularitätserzeugung, sich in allen Rollen und in Zivil photographieren zu lassen. Mit Hut — ohne Hut — Stock in der Hand — keinen Stock in der Hand — im Frack, mit und ohne Orden — Smoking — Jackett — von hinten, von vorne — entsetzlich!

Ich hatte eines Tages schon die längste Zeit im Kriegergewande des Rhadames vor dem Apparat zugebracht, eine ganze Kollektion der berauschendsten Siegerposen war ausgeknobelt und der Photograph war immer noch unermüdlich im Erfinden von weiteren.

Da erklärte ich dem Manne, daß mir von seiner Photographiererei schon außergewöhnlich mies sei

und mich das Vorschreiben der Positionen und dieses Mir-ins-Antlitz-Starren und sein feldherrliches Anordnen der Gesichtszüge anöde.

Ich wolle einmal ein ganz ungezwungenes Bild machen — unbeobachtet — ohne jede Leitung. — Er solle alles einstellen, sich dann umdrehen und erst wenn ich „jetzt" sage, auf den Ball drücken und exponieren.

Er sah ein, daß beeinflußte Gesichtsausdrücke — denen, die sich frank und frei gebärden — nicht das Wasser reichen können.

Als er sich umdrehte, schnitt ich eine üble Grimasse, bohrte die Zunge in die linke Wange, so, daß das Gesicht ganz schief wurde und die Augen einen aus den Höhlen tretenden, hervorquellenden Anblick boten. Ahnungslos meinte der Traute beim Entwikkeln, daß ihm die Gelatineschicht zusammengeronnen sein müsse und wollte die Platte schon wegwerfen. — Rechtzeitig entdeckte er noch, daß er nur zum besten gehalten wurde.

Ich bekam eine Kopie, bei deren Anblick ich selber erschrak.

Zu Reklamezwecken wurde dieses Bild, auf meinen ausdrücklichen Wunsch — nicht verwendet.

— — Auch das Personal, das uns zur unmittelbaren Dienstleistung zugewiesen wurde, war in seiner Art einzigartig.

Franz, mein Garderobier, den ich in einem eigenen Kapitel gewürdigt habe — ist noch immer, trotzdem er bereits pensioniert ist — auf meinen dringenden Wunsch, mein Ankleider und treuer, anhänglicher Adlatus.

Ein Gegenstück zu Franz war Powolny, der Garderobier Theodor Reichmanns, der seinen Herrn vergötterte.

Wenn Reichmann sang, stand er mit Tränen des Stolzes in den Augen in der Kulisse, und wenn er abging, flüsterte er ihm zu: „Gnä Herr, also alles neben Ihnen is' eine Bettelei – alle san's Katzen, also bitte, Sie san a Kinstla! Den Feuerwehrzauber singt Ihnen keiner nach."

Als Reichmann starb, schlich er, wie zu Tode getroffen, als ein Schatten umher und folgte ihm wenige Monate später nach!

Ein treuer Diener seines Herrn! –

Auch außerhalb des künstlerischen Berufes war das Leben in Wien einem Eldorado vergleichbar.

Die Umkehrung der gesellschaftlichen Schichten bedingt natürlich wieder eine längere Zeit, bis die neue Gesellschaftsklasse das Schöne und nicht Definierbare erfaßt und es sich zu eigen gemacht hat.

Alles blutet noch aus tausend Wunden und jeder ist auf Heilung dieser Verstümmelungen bedacht, – da hat das Interesse für die Kunst sehr gelitten. Schwere Zeiten, die aus nicht zu verstehendem Sadismus noch künstlich schwerer gemacht werden, sind da und rauben jedem die Lebensfreude.

Alle haben wir ein großes Kolli Sorgen und Angst vor der Zukunft zu schleppen – da kann die Poesie und Begeisterung sich nicht gut entfalten, das Pflichtgefühl, das Opfer fordert, nicht gut gedeihn. Der, der am meisten schreit, sich wild gebärdet und mit Brachialgewalt seine Forderungen unterstützt, erreicht was er will.

Die vornehmen Naturen von anno dazumal, die auf die Anständigkeit der Heutigen rechnen, bilden traurige Erscheinungen und entbehren nicht einer gewissen Lächerlichkeit.

Mein Trost ist — es wird wieder anders. — Wann es wird — ob ich es erlebe — egal — die Hauptsache ist, daß es wieder wird!

Trotzdem gibt es in der heutigen Zeit viele, die aus dem alten Glanze des so verpönten Sklaventums unberechtigten Vorteil ziehen.

So gibt es, wohin das Auge fällt — lauter Kammersänger!

Dieser Titel war früher einmal eine große Auszeichnung und wurde meist nur wirklich Berufenen verliehen.

Leute, die einen Haustorschlüssel nicht von einem Violinschlüssel zu unterscheiden vermögen, nennen sich heute beharrlich — Kammersänger!

Das sind Folterkammersänger!

Mit demselben Rechte will ich mich von heute ab — General der Kavallerie und Minister des Äußern — nein — des Alleräußersten nennen!

— Wenn neue Opern von berühmten, bereits anerkannten Komponisten erschienen, so war es ihr selbstverständlicher Ehrgeiz, ihre Werke an der Wiener Oper aufgeführt zu sehen.

Wir hatten jedes Jahr mehrere Premieren. — Die Komponisten kamen meist, um selbst die letzten Proben zu leiten und durch ihre Anwesenheit dem Ganzen ein festliches Gepräge zu geben.

Am Interessantesten waren die Proben mit Karl Goldmark — dem Komponisten der Königin von Saba,

der seine letzte Oper „Das Wintermärchen“ bei uns herausbrachte.

Mit welcher Agilität, welcher Begeisterung und einem geradezu verblüffendem Verständnis für Bühnenwirkung stand er uns zur Seite! — Ich besitze Briefe von ihm, die er mir nach dem Semmering, wo ich einige Tage zum Ausruhen verbrachte, schrieb, von gigantischer Länge — in denen er jede Einzelheit meiner Rolle ausführlich klarlegte, damit ich vollständig in diese eindringe und bei meiner Rückkehr alle seine Ratschläge in Anwendung bringen könne.

Trotz seines sehr hohen Alters stand er auf allen Proben, machte jedem vor, wie er sich's dachte, hüpfte wie ein Wiesel herum und wenn wir schon alle abgespannt und müde waren und die Flügel hängen ließen, beschämte er uns mit seiner gottbegnadeten Frische und ungebrochenen Begeisterung.

Gustav Mahler war für die Komponisten der entgegenkommendste Interpret, er fügte sich, trotzdem er sonst der grausamste Despot sein konnte, bedingungslos den Wünschen der Autoren und verhalf ihnen zu seltenen Erfolgen.

Sein oberstes Prinzip war, dem Werke und seinem Schöpfer vollauf gerecht zu werden und er zeigte immer großen Respekt vor dem Geschaffenen.

—Auch die Familienkreise, in denen ich verkehren durfte — ich bin ansonst jedem gesellschaftlichen Verkehr abhold, weil dieser den Künstler nur zersplittert und man von zwanzig Gesellschaften meistens neunzehn verlorene Abende in sein Lebensbuch schreiben kann — schafften wertvolle Anregun-

gen. An einem solchen Abend lernte ich Ignaz Brüll, den Komponisten des „goldenen Kreuzes", und seine feinsinnige Gemahlin kennen und schätzen, ein andermal Alfred Grünfeld, den Wunderpianisten mit seinen Elfenfingern, seiner bezwingenden, erwärmenden Art. — Wenn er sich nach Tisch mit einer großen Zigarre im Mund zum Klavier setzte und es in holdester Weise zum Klingen brachte, war er der einzige, der mich so in Stimmung zu versetzen wußte, daß ich mich unaufgefordert hinstellte und sang, was ich sonst niemals tat. Mit goldenem Humor verstand er es, die Stunden in Minuten zu verwandeln.

Joseph Kainz, der an sich ein stiller Gesellschafter war, taute da auf und war von köstlicher, alle bezaubernder Fröhlichkeit.

Frau Katharina Schratt, Adolf Sonnenthal, Bernhard Baumeister, den prachtvollen Georg Reimers genoß ich da, diese Abende verflogen wie ein Wirbelwind. — Plötzlich war es so spät, daß man — leider — heim mußte und sich zufrieden und dankbar zur Ruhe begab.

Auch ein Wahrzeichen, echter wienerischer Weihe als Musikstadt — war der Bösendorfersaal.

Ich habe in fast allen Sälen der Welt, in denen Musik gemacht wird, gesungen, aber nie die Stimmung, die andachtsvolle Atmosphäre gefunden, wie in diesem schmucklosen, jeden Zierat entbehrenden Saale.

Ein Schubertabend im Bösendorfersaale war für mich ein Erlebnis. Er faßte nur eine kleine Gemeinde, aber diese war geladen mit Musik.

Auf den Stufen des Podiums saßen die Hörer, —

in jedem Winkel standen sie, lautlos, mit angehaltenem Atem, mit geschlossenen Augen. Und ich ging nach solch einem Liederabend, beseligt von Stolz und von künstlerischer Befriedigung erfüllt, heim.

Der Bösendorfersaal fiel der Bauspekulation zum Opfer und – als ob sich dieser Vandalismus rächen sollte – der Platz liegt heute – nach fast zwei Jahrzehnten – noch unverbaut da, eine öde, mit Holzplanken umsäumte Stätte, im Herzen der Stadt.

Eine markante altwiener Erscheinung war der Besitzer dieses Saales, der Klavierfabrikant Ludwig Bösendorfer, der sich, trotzdem seine Flügel Weltruf hatten, bescheiden nur Klaviermacher nannte.

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mich, wenn ich ins Künstlerzimmer ging, an der Türe mit seinem gütigen Gesichtsausdruck herzlich begrüßte, beim Konzert in irgendeiner Ecke stand und zuhörte. – Auf die Anerkennung, oder gar das Lob dieses Mannes konnte man sich etwas einbilden. Welche Fülle von historischen, gigantischen musikalischen Ereignissen hat er erlebt. Keinen großen Künstler der Welt – sei er Instrumentalist oder Sänger, gab es, der nicht im Bösendorfersaale seine Kunst gezeigt hätte. Er erlebte eine Epoche der ganz Großen: Liszt, Rubinstein, Paderewski – bei deren bloßer Namensnennung man vor Ehrfurcht erschauert.

Ein Gegenstück zum Bösendorfersaale ist unser wundervoller, großer Musikvereinssaal, der diesem an Klassizität gleichkommt.

Die Wiener Philharmoniker zelebrieren dort ihre Orchesterkonzerte, die jedem, der ihnen beiwohnen darf, Genüsse hehrster Art vermitteln. Der lebt noch

und wird mit Gottes Hilfe noch vielen Generationen Freuden schaffen.

Welch eine Fülle musikhistorischer Erinnerungen birgt auch er in sich! Alles was auf orchestralem Gebiete neu geschaffen wurde, kam da zum ersten Erklingen.

Welche vornehme Pracht, welch herrliche Akustik, die dem leisesten Pianissimo Geltung verschafft — ein geheiligter Ort, den man als Wiener vom ganzen Herzen lieben muß.

So könnte ich von unseren Herrlichkeiten noch lange — lange erzählen und in diesen schwelgen, aber ich will meine Leser nicht ermüden und nun einige Originale zu zeichnen versuchen, die mir in ganz besonderer Erinnerung geblieben sind, und einige wienerische Episoden schildern, die trotz ihrer Anspruchslosigkeit, einen kleinen Einblick in unser damaliges Leben gestatten.

Durch viele Jahre hindurch fuhr ich immer mit demselben Einspänner. Sein Besitzer hieß Johann, hatte ein blindes Pferd und war mir sehr ergeben. In Wien galt das Fahren mit einem Einspänner für „nicht nobel", ja mehr als das, es war eigentlich unmöglich. Ich glaube, es galt das Stehlen einer ungarischen Salami in einem Wurstgeschäfte für viel ehrenvoller, als im Einspänner in die Praterhauptallee zu fahren.

Dieser mein Einspännerfimmel war ein Niederschlag meines guten Herzens. Johann würde sich maßlos gekränkt haben, wenn ich ein anderes Vehikel benutzt hätte.

Die größten Überlandausflüge machten wir mit Jo-

hann. – Das war zu der Zeit, als ich noch nicht Ehrenmitglied des Tierschutzvereines war, denn sonst hätte ich es nie getan.

Von aller Welt wurde ich wegen meines „Johann" apostrophiert und angeulkt. Als ich eines Tages gefragt wurde, wo ich mein zweites Pferd gelassen hätte, erklärte ich, daß es an der vorhergehenden Straßenecke wegen Todesfalls ausgespannt werden mußte und ich nur dieses eine Pferd übrig behalten hätte.

Man gewöhnte sich allmählich daran, aber ich wurde von meinen Zeitgenossen als nicht ganz normal gewertet. Johann lohnte mir die seinetwegen erduldete Schmach mit treuer Liebe und sinnigen Aufmerksamkeiten.

Einstmals, als er im Herbst zum ersten Male mit dem geschlossenen Coupé angefahren kam, harrte meiner eine besondere Überraschung.

Ich setze mich hinein, da erklingt eine unsichtbare Musik – eine Spieluhr beginnt den Radetzkymarsch herunterzuschnurren.

Ich war gerührt. – Als jedoch dieser Radetzkymarsch immer wieder von vorne begann, wurde ich erst etwas irritiert, später rasend. – Im Wagen befand sich ein kleiner Gummiball, auf diesen drückte ich. – Ein kläglicher, angstvoller Pfiff gellte in den Raum – Johann zügelte sein Roß, das imstande war, stundenlang auf einem Fleck zu galoppieren.

„Lieber Johann, ich danke Ihnen herzlichst für Ihre Aufmerksamkeit, aber bitte stellen Sie das ab, ich werde wahnsinnig."

„Bitte Herr Kammersänger, das geht nicht, wenn

man es aufzieht, spielt es zweieinhalb Stunden, das ist ein besonders gutes Werk. — Ich habe geglaubt, nachdem der Herr Kammersänger musikalisch ist, wird es dem Herrn Kammersänger Freude machen."

Ich mußte aussteigen und zu Fuß gehen!

Eines Tages starb das blinde Pferd. — Johann kam und brachte mir, zur Erinnerung daran, dessen präparierten Huf, der mit viel Nickelblech und Laubsägearbeit zu einem Tintenfaß umgestaltet war. Aus den Haaren des verschiedenen Schimmels war ein Tintenwischer hervorgezaubert, in dessen Zentrum, ebenfalls von glänzendem Blech umgeben, das wohlgelungene Porträt Johanns und seiner Frau prangte. Ein äußerst dekorativer Schmuck für meinen Schreibtisch war damit geschaffen.

Auch das ist vorüber. Johann ist rasch mit der Zeit gegangen, lernte chauffieren und ist jetzt Besitzer von mehreren Autotaxis — ein gutsituierter Mann. — Er hat es verdient, er war ein braver, anständiger Kerl.

Auch die andern Einspänner sind allmählich dahingegangen und eine äußerst seltene Erscheinung im Wiener Straßenbild geworden. Wie lange wird es dauern und man wird Pferde nur mehr in den Würsten oder gar im naturhistorischen Museum finden. — In ausgestopftem Zustand!

In der sonnigen Friedenszeit hatten wir ein Stammcafé, in dem sich alle Künstler der verschiedenen Theater, Komponisten, Verleger, Agenten und Theaterdirektoren zum schwarzen Kaffee trafen, um, wie es in Wien so üblich ist, zwei bis drei Stunden des

Nachmittags mit Plaudern, Sichgegenseitiganulken und Anblödeln zu verbringen.

Wir hatten einen Kollegen, einen Operettentenor — nennen wir ihn Springer, der von sich und von allem was er tat, außergewöhnlich eingenommen war.

Da er von seiner Meinung über seine blendenden Vorzüge etwas allzu ausgiebigen Gebrauch machte, war er nicht besonders beliebt.

Unter anderem hielt er sich als Billardspieler für eine Ausnahmserscheinung, für unbesiegbar und vorbildlich.

Weil er sich nicht damit begnügte, gut zu spielen, sondern hauptsächlich den Partner von seiner Armseligkeit zu überzeugen sich bemühte, an allem, was dieser tat, selbstherrlich herumzunörgeln, vermieden wir es, mit ihm zu spielen. Er mußte sich seine Opfer unter den andern Gästen suchen. —

Nun gab es in Wien einen sehr bedeutenden Billardkünstler, namens Pfeiler, der sich als Professional öffentlich in den staunenswertesten Kunststößen und ungeheuren Serien von Bällen produzierte. Wir wußten es einzurichten, daß Springer den Billardmatador, den er nicht kannte, zum Partner bekam.

Sie stellten sich vor. — Springer machte den Herrn aufmerksam, daß er fabelhaft spiele und bot ihm eine Vorgabe an, damit sich das Spiel interessanter für ihn gestalte. — Pfeiler meinte, er spiele zwar sehr schlecht, aber eine Vorgabe möchte er vermeiden, denn mehr als die Partie zu verlieren, könne ihm ja nicht geschehn.

Wenn er sich eine Vorgabe ausbitten dürfte, so könne diese nur darin bestehen, daß er mit dem Spiel beginnen dürfe. Dies wurde ihm selbstverständlich zugestanden.

Pfeiler begann und stellte sich so ungeschickt, daß Springer ihm Lehren gab und sich über seinen Mangel an karambolistischer Begabung mokierte. –

Pfeiler stocherte in die Luft, stieß ungeschickt, kickste, und nachdem der Ball einige Male um das Billard herumgerannt war – machte er Karambol! Springer konstatierte ein Schwein!

Beim zweiten Ball ging es ebenso. – Beim dritten und vierten dasselbe.

Die Bälle kamen auf die unerklärlichste Weise immer mit Kicksern, Ausrutschen des Queues und scheinbar großer Hilflosigkeit.

Springer kochte vor Wut, sparte nicht mit Ratschlägen und Vorwürfen, schrie Pfeiler an, er möge doch, zum Teufel, seinen Stock mit Kreide schmieren, damit diese verfluchte Kickserei aufhöre.

Pfeiler tat erschrocken und stammelte Entschuldigungen.

Nach dem vierzigsten, auf diese geradezu unwahrscheinliche Art und Weise, die unsagbar drollig wirkte, erzeugten Ball, erschien ein Dienstmann im Lokal und fragte nach dem Herrn von Springer.

„Hier bin ich, was wollen Sie?"

„Ich bitt' schön, Herr von Springer, ich bin von Ihrem Herrn Partner herbestellt – ich soll Ihnen, bis die Partie zu Ende ist – Ihren Queue halten."

Springer ließ sich längere Zeit nicht blicken und das freute uns.

Ein Original seiner Zeit, Bela Haas, ein begnadeter Lebenskünstler, war als geistvoller, ungemein witziger, aber beißend sarkastischer Herr in der Wiener Gesellschaft beliebt und gefürchtet.

Er war ein sehr reicher Mann, aber pathologisch sparsam. – So sparsam, daß er wegen dieser Sparsamkeit viel von seinen Freunden gehänselt wurde. Außerdem befiel ihn, wenn vom Tode oder vom Sterben geredet wurde, eine große Angst und Schwermut und er litt fürchterliche Qualen.

An unserer Hofoper waren zwei Sängerinnen engagiert, nennen wir sie Fräulein Meier und Fräulein Schulze.

Diese beiden Sängerinnen haßten sich wie die Sünde, und wenn nur der Namen der einen vor der andern genannt wurde, stellten sich sofort bei der andern erhebliche Magenstörungen ein.

Bela Haas führte in einer Abendgesellschaft das Fräulein Meier zu Tisch. Diese fragt bei der Vorspeise: „Sagen Sie, Bela, was geschieht einmal mit Ihrem vielen Gelde, wenn Sie tot sind?“ – –

Bela erbleicht, legt die Gabel aus der Hand und sagt: „Das habe ich alles bereits dem Fräulein Schulze vermacht.“

Fräulein Meier mußte gelabt werden.

Eines Tages wurde Bela Haas auf der Straße von einem besser gekleideten Schnorrer mit folgenden Worten angebettelt: „Ach, Herr von Haas, bitte schenken Sie mir etwas, Sie sind ja so wohlhabend.“

Er erwiderte: „Lieber Freund, ich bin zwar wohlhabend, aber nichts gebend, außerdem ist mein

Geld das teuerste Andenken an meinen in Gott ruhenden Vater, von dem ich mich nie trenne."

In der großen Herbstausstellung des Künstlerhauses hing ein Bild mit dem Titel: „Dame mit Mantel!"

Der Schöpfer des Bildes war der sehr berühmte Maler X., in dessen Hause Bela Haas ständiger Gast zu allen Mahlzeiten des Tages und der Nacht war. Die Dame, die das Bild vorstellte, war die Gattin des Künstlers. — Bela stand vor dem Gemälde und sagte zu einer Gruppe von Freunden: „Aha, das ist der Mantel, den Frau X. nach dem Wind hängt."

Diese Bissigkeit kam dem Künstlerpaar zu Ohren und Bela wurde an die Luft gesetzt.

Einige Tage später traf er einen jungen Maler, nennen wir ihn Riemann, einen von den ganz hypermodernen Impressionisten, der gerade von Paris zurückkam, womöglich noch impressionistischer geworden.

Riemann bemerkte schadenfroh: „Sehen Sie, lieber Bela, das haben Sie von Ihrem bissigen Maul, jetzt haben Sie sich dieses schöne Haus, wo Sie sich so gut und oft angegessen haben, verscherzt. — Recht geschieht Ihnen!"

Bela blieb stehen, sah Riemann von der Seite an und flüsterte trübe: „Daran sind Sie schuld!"

„Wieso ich?"

„Wenn Sie, mein lieber Riemann, dieses Bild gemalt hätten, hätte ich erstens nicht geahnt, daß das Bild eine Dame vorstellt, zweitens hätte ich nicht gewußt, daß es Frau X. ist und drittens hätte ich nicht entnehmen können, daß sie einen Mantel trägt.

— Somit hätte ich nie sagen können, daß dies der Mantel ist, den Frau X. nach dem Wind hängt."

Riemann mischte sich ohne Gruß unter die Menge.

Ein anderes, köstliches Original der schönen Wiener Zeit war der seinerzeit so berühmte Athlet Georg Jagendorfer.

Er hatte ungeheure Körperkräfte, es werden sich noch viele seiner zu erinnern wissen, wie er im Zirkus Renz ein Pferd und den Reiter mit den Zähnen hob. — Ebenso war ein bekannter Aufsehn erregender Trick von ihm, einen Konzertflügel mit dem Klavierspieler zu balancieren.

Als er dann in die Jahre kam und sich von seinem anstrengenden Berufe zurückziehen mußte, gründete er eine Keulenschwingschule, die sich im Souterrain des Hauses befand, in dem ich wohnte.

Um meinem Mangel an Bewegung abzuhelfen, ging ich jeden Morgen um sieben Uhr zu Meister Jagendorfer Keulen schwingen.

Da lernte ich ihn kennen und lieben. — Er war einer der drolligsten Menschen, denen ich begegnet bin. Ich lachte täglich derart aus vollem Halse, daß ich immer heiser wurde und aus diesem Grunde das Keulenschwingen aufgeben mußte.

Er sprach ein überaus farbiges Zirkusdeutsch, ein Gemisch von allen möglichen Sprachen, und zwar in einem herrlichen wienerischen Stephansturmdialekt.

Von jeder Sprache ein Brocken. — Da wurde ein Satz mit drei bis vier „Verry wöll" dort mit einigen „oll rait" gewürzt, wo es gar nicht hingehörte, und die Stunde verlief mehr mit dem Erzählen seiner diversen Erlebnisse, denn mit Keulenschwingen.

Unter anderm erzählte er die ziemlich bekannte Geschichte, wie er eines Abends auf dem Heimwege vom Kahlenberg von einigen Strolchen angefallen wurde, und sie, einen nach dem andern, mit je einem Faustschlage erledigte. –

Er zeigte die dabei verwendeten Griffe und Schläge so anschaulich, daß mir das Mark in den Adern gefror und registrierte gewissenhaft jeden Zahn, der unter Krachen im Munde der unglücklichen Räuber durch diesen oder jenen Faustschlag verbogen wurde.

Selbstverständlich entbehrten seine bilderreichen Schilderungen nicht eines gewissen Quantums von phantasievoller Übertreibung.

Er war entzückend. – Und als sie alle dalagen, ohne – wie er sagte – einen Mauketzer zu machen, empfahl er sich mit einem „gut bai" und „Orewoar", zu deutsch „Habe die Ehre" – und konstatierte, daß eine eventuelle weitere Ohrfeige bereits das Delikt einer Leichenschändung ergeben hätte.

Sein Kollege, der Athlet Türk, gleichfalls ein berühmter Kraftmeier, womöglich noch stärker und gewaltiger als Jagendorfer, war mit ihm eng befeundet.

Eines Tages, Jagendorfer war damals fünfunddreißig Jahre alt und im leuchtendsten Zenit seines Ruhmes, erinnerte er sich, daß er noch nicht gefirmt sei.

Da er dies als Katholik für einen Fehler hielt, ging er zur Firmung und ernannte seinen Freund Türk zu seinem Firmpaten.

Nachdem er die geradezu talent- und kraftlosen,

jeder Technik hohnsprechenden Backenstreiche des firmenden Erzbischofs einer vernichtenden Kritik unterzogen hatte, erzählte er, daß ihn sein Herr „Göd" im Fiaker in den Prater geführt habe. — Dort sind sie einige Male die Hauptallee hin und her gefahren, gingen dann aus einem Praterwirtshaus in das andere, und sowie die diversen Vierteln Wein ihre Schuldigkeit getan haben, — ‚san ma fidöll worn!'"

„Wie ich einen gsehn hab, der mir net sympathisch war, hab ich zum Weinen angfangt und hab zum Türk gsagt: ‚Herr Göd — der will mir was tuan!' — Da hat mich der Göd gestreichelt und beruhigt: ‚Hab ka Angst, Schorscherl, ich bin ja bei dir', und hat dem Betreffenden eine Riesenwatschen gegeben."

Nachdem sich dieser sinnige Scherz mehrere Male wiederholt hatte, fuhren sie in den Wurstelprater, zerbrachen dort einige Ringelspielpferde, stemmten das ganze Ringelspiel, ohrfeigten noch mehrere Nichtzugesichtstehende und fuhren dann beseligt heim, in der festesten Überzeugung, daß so eine Firmung die größte Gaude sei, die man sich denken kann.

In der Keulenschwingschule hing in einem Apparat ein großer Lederballon an einer Schnur. — Ich fragte, wozu der gehöre.

Er erklärte mir dies mit folgenden Worten. „Herr von Slezak, wenn Sie mit dem Ballaun einige Wochen Übungen machen, so sind Sie imstande, jedem ixbeliebigen Nächsten mit einem Hieb den Unterkiefer zu zerschmettern." — Als ich meiner Anschauung Ausdruck gab, daß ich darauf eigentlich

kein so besonderes Gewicht lege, meinte er kopfschüttelnd: „Sagen Sie das nicht. — Denkens Ihnen das G'fühl — es kann dar nix geschegn!" — Dabei hielt er mir eine Faust von derartigen Dimensionen unter die Nase, daß ich unwillkürlich überzeugt wurde.

Einst stand Jagendorfer als Angeklagter vor Gericht wegen begangener schwerer Körperverletzung.

Der Richter forderte ihn auf, er möge den genauen Hergang schildern.

Jagendorfer: „Hoher Gerichtshof! — Also ich spiele täglich im Café Klix Karambol. — Da unlängst — es war dreiviertel auf Zwölfe auf die Nacht, bemerke ich, wie ein Herr mit meinem Queue spielt. —

Hoher Gerichtshof, jetzt passens auf! — Also ich gehe hin und sage: Pardon, Herr — sage ich — legen Sie den Queue weg, denn das ist mein Queue! — Der Herr schaut mich an, redt kein Wort — und spielt weiter.

Ich ermahne den Herrn noch einmal so eindringlich wie ich es vermag und wiederhole: Pardon, Herr — ermahne ich — ich ersuche Sie in Ihrem ureigensten Interesse, legen Sie den Queue weg, denn das ist mein Queue. — — — Und wie sie ihn dann in der Kuchel mit Essig gewaschen haben, habe ich erst gesehn, daß es gar nicht mein Queue war!" — — —

Sein Herzenswunsch war immer, daß ich mich zur Reklame für seine Schule mit ihm photographieren lasse, und zwar nackt mit einem Tigerfell — in Gladiatorenstellung. —

Ich lehnte ab, weil ich fürchtete, dann als Tannhäuser nicht mehr ernst genommen zu werden.

Er empfand es sehr schmerzlich, als ich im Interesse meiner stimmlichen Verfassung ausbleiben mußte.

Als Hauptargument, wie schade es wäre, führte er immer ins Treffen: „Herr von Slezak – ich garantiere Ihnen, wenn Sie ein Jahr bei mir arbeiten würden, könnten Sie vor lauter Kraft nicht mehr gehn!“

Alle – alle, von denen ich hier erzählte, sind, mit wenigen Ausnahmen, gestorben und nur die Erinnerung an sie ist geblieben.

Mögen diese Blätter es vermitteln, daß sie eine recht schöne bleibt!

Schlußwort

Da mein erstes Buch ein Schlußwort hatte, muß auch dieses eines bekommen, um so mehr, weil ich in dem Bestreben, mich ein wenig in ein milderes Licht zu setzen, noch so manches Erläuternde zu sagen habe.

Auch dieses Buch wurde, genau wie das erste, mit Schmerzen geboren. Eine Fülle von Qualen umwehte mich ununterbrochen, schon aus dem Grunde, weil ich es niemandem vorlesen und somit nicht beurteilen konnte, wie es wirkt.

Ich las es niemandem vor, weil ich den Neid fürchtete — und dann bebte ich vor der Kritik zurück.

Meinem Verleger sandte ich einige Kapitel ein und sein sonst so freundliches Wesen wurde darauf wesentlich kühler.

Sonst schrieb er immer: — „mit den herzlichsten Grüßen, Ihr Rowohlt." und jetzt heißt es nur: — „hochachtungsvoll, Rowohltverlag!!!!"—Feinfühliger Leser merkst du den Unterschied?

Auch meine Familienmitglieder lachten sehr gezwungen. Ich fühlte: es war nicht das Richtige.

Von dem Polstersessel in Walhall war keine Rede mehr.

Also ich bin fast außerstande, sich vordrängende blamable Empfindungen zu unterdrücken.

Darf ich angesichts dieser Unsicherheit meine Leser wieder bitten, mir zu schreiben?

Ich riskiere, daß man mich mit Vorwürfen überschüttet und das Geld für das Buch von mir zurückverlangt.

Deshalb erkläre ich schon jetzt, im Vorhinein, daß ich jedem derartigen Ansuchen die Genehmigung versagen muß.

Sollte sich aber unter den vielen entrüsteten Lesern ein Gutherziger, Nichtentrüsteter finden, so möge er mir schreiben.

Aber nicht grob, nicht vorwurfsvoll, mit ätzend sauren Spitzen und gefährlichen Drohungen! — Nein. — Wohlwollend, freundlich und milde, damit ich Mut bekomme, ein drittes Buch zu schreiben — das heißt, wenn ich nicht schon nach dem zweiten Buche einem Attentat zum Opfer gefallen bin.

Wenn man mir sagt, ich singe schlecht, so ist mir dies gleichgültig, nur als Dichter bin ich empfindlich — da will ich respektiert sein.

Leser sei milde und heuchle Begeisterung! —

Und wenn du dich noch so sehr über den Kaufpreis ärgerst.

Ich schrieb das Buch in dem Bestreben, meiner Leserwelt... —

Leserwelt! Oh, das ist ein herrliches Wort! Fabelhaft! — Eine ganze Welt von Lesern. Die Welt hat viele Millionen Menschen, mein Gott, wenn da jeder ein Buch von mir hat, ein gekauftes, kein Freiexemplar — nicht auszudenken! Dann bin ich geborgen.

Ach — das sind ja Luftschlösser — ich bin schon zufrieden, wenn nur eine Million meiner Bücher abgesetzt wird.

Jetzt habe ich den Faden des Satzes verloren und rekapituliere:

Ich schrieb also dieses Buch nur in dem Bestreben, meiner Leserwelt ein Geschenk zu machen, die klaffendsten Lücken in ihrem Wissen auszufüllen und etwas zu ihrer Erbauung und Belehrung beizutragen.

Um allen Mißverständnissen aus dem Wege zu gehen, möchte ich betonen, daß der Passus: „meiner Leserwelt ein Geschenk zu machen", sich nur auf den Inhalt des Buches bezieht — das Buch selbst muß käuflich erworben werden.

Leser! — Noch eine Bitte. Sollte es dir nicht gefallen, — niemandem sagen! — Sollen die andern auch hereinfallen, wie du, mein wonniger Leser.

Und niemandem leihen! — Das ist genau wie beim Theater, die Freisitzler schimpfen am meisten über die Vorstellung! —

Nun glaube ich, den versöhnenden Schlußakkord gefunden zu haben und beschließe dieses Buch in der Hoffnung, daß es meinen Lesern, gegen meine Erwartung, doch ein wenig Freude bereiten wird.

Wien, 15. Februar 1927

Leo Slezak,
singender Dichter

INHALT

Vorwort 7

AUS DER WERKSTATT

Tournee 15
Das Künstlerzimmer 37
Unerfreuliches 45
Luftröhrenkatarrh 57
Mein Ausflug ins Varieté 69
Interview 81

INTIMES

Meine Empfindungen als Schwiegervater . 91
Das Briefmarkensammeln 103
Mein Freund Maxi 113
Im Auto durch die Welt 123
Zwetschgerl (Ein Sommererlebnis 1922) 135

BELEHRENDES

Der gute Ton in allen Lebenslagen 151
Der Opernführer 169

ERINNERUNGEN

In Paris 207
Tegernsee 219
Mein geliebtes Wien 251

Schlußwort 281

Ferner erschien:

LEO SLEZAK

MEINE SÄMTLICHEN WERKE

44.—50. Tausend
Mit 16 Abbildungen auf Tafeln
Leinenband RM. 7.—

*

HAMBURGER FREMDENBLATT
Ich gestehe, seit langem kein so vergnügtes Buch gelesen und bei keinem Buch so herzlich gelacht zu haben.

*

ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN

CARL LUDWIG SCHLEICH

BESONNTE VERGANGENHEIT

Lebenserinnerungen 1859–1919

175. Tausend

Mit 10 Kupfertiefdrucken / Leinenband RM. 9.—

Kleine Ausgabe, ohne Bilder,

dauerhaft gebunden RM. 3.80

*

VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE

Eine Selbstbiographie, die zu den herzerquickendsten der deutschen Sprache gehört. Sie umfaßt 60 Jahre eines buntbewegten Lebens. Das ganze Buch ist besonnt von der frischen Heiterkeit einer Künstlerseele.

*

ERNST ROWOHLT VERLAG

BERLIN

Y0-CLJ-071